

Jocelyn Garber

# **Von Löwen und Gänseblümchen**

Historischer Roman

ERWEITERTE LESEPROBE

Leseprobe- Jocelyn Garber

## HISTORISCHE EINORDNUNG

*Im Dezember 1805 endete nach der für Preußen und Russland vernichtend verlaufenen Schlacht bei Austerlitz der Dritte Koalitionskrieg. Napoleon begann, einige der deutschen Staaten zu einem Bündnis unter seiner Leitung zu formen.*

*Am 15. März 1806 übergab König Maximilian I. Joseph von Bayern das Herzogtum Berg an Napoleon, der dieses noch am selben Tag zusammen mit dem Herzogtum Kleve unter die Regierung seines Schwagers Joachim Murat stellte. Als Gründungsstaat des Rheinbundes trat das Großherzogtum aus dem Heiligen Römischen Reich aus und bildete mit seiner Hauptstadt Düsseldorf zwischen 1806 und 1813 einen napoleonischen Satellitenstaat.*

*Nachdem Großherzog Murat 1808 schließlich zum König von Neapel erhoben wurde, regierte Napoleon das Großherzogtum Berg faktisch selbst und plante, es zu einem Modellstaat nach französischem Vorbild auszugestalten.*

Leseprobe- Jocelyn Garber

## PROLOG

### Marienrath bei Gladbach im Herzogtum Berg, 1794

Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Das dunkle Nussbaumparkett im Herrensalon knarzte bei jedem unbedachten Schritt, doch ich wusste genau, auf welche Dielen ich sicher treten konnte. Immerhin war ich hier aufgewachsen und kannte jeden Millimeter des alten Anwesens ganz genau. Dennoch horchte ich nach jeder Bewegung auf Geräusche im Haus.

Eines der Hausmädchen summte leise vor sich hin, während sie im Speisezimmer der Familie für das Mittagessen eindeckte. Das Klappern des Bestecks und des feinen Porzellans vermischten sich mit ihrer Stimme zu einer kleinen Melodie, die mich in Sicherheit wiegte.

Meine Gouvernante Madame Dupont war um diese Uhrzeit stets mit ihren Briefen an ihre Familie im fernen Luzern beschäftigt, denn sie wusste mich, ihr Schäfchen, sicher und gut beaufsichtigt bei meinen diversen Hauslehrern. Was sie nicht wusste, war, dass Monsieur Aubert stets einzunicken gedachte, während ich französische Vokabeln abschrieb. Meist arbeitete ich fleißig, bis er erwachte. Dieses Mal jedoch hatte ich sein Nickerchen dazu genutzt, auf Entdeckungsreise zu gehen.

Weshalb ich mit meinen fünf Jahren diesen kleinen Streich wagte? Ganz einfach. An diesem Morgen war Post für meinen Vater aus Paris eingetroffen. Eines dieser Pakete enthielt- Mutter hatte vor Grausen den Frühstückstisch verlassen müssen, als sie es erfuhr- einige Fundstücke einer Ägyptenexpedition. Darunter auch einen mumifizierten Fuß. Ich war deutlich weniger zimperlich als meine Mutter veranlagt, doch als mein um fünf Jahre älterer Bruder Konrad, der den Inhalt des Paketes schon hatte inspizieren dürfen, sofort damit angab, stand mein Plan fest: Ich musste dieses Stück ebenfalls sehen und herausfinden, was daran so gruselig war, dass es meine Mutter und auch Madame Dupont derart schockierte.

Auch wenn es ein Risiko war, sich vom Französischunterricht fortzuschleichen. Auch wenn Madame Dupont mich fürchterlich ausschimpfen würde, wenn mein Fehlen auffiel. Auch wenn es mich entsetzlich vor dem Anblick des Fußes gruselte. Doch die Erlaubnis meines Vaters, den Inhalt des Pakets ebenfalls genaustens unter die Lupe zu nehmen, würde ich nicht erhalten. Als Tochter eines der reichsten Unternehmer des Herzogtums hegte man andere Interessen als abgetrennte und in staubige Leinen gewickelte Leichenteile.

Leise drückte ich die Klinke zu Vaters Arbeitszimmer herunter, welches er provisorisch im Kabinett des rechten Hausflügels eingerichtet hatte, und presste meine Puppe Agnes fest an mich. Ohne sie, meine liebste Freundin, hätte ich mich niemals hierher getraut. Das Arbeitszimmer meines Vaters war für mich ein Ort, an dem ich mich ungerne aufhielt. Natürlich konnte es nicht mit dem großen Arbeitszimmer meines Großvaters, der noch immer die Familiengeschäfte führte, mithalten, doch auch hier präsentierte jeder Millimeter den Ruhm und Reichtum meiner Familie aus. Da ich jedoch wusste, dass Vater wie so oft zu dieser Jahreszeit mit meinem Bruder und seinen Freunden zur Jagd aufgebrochen war und Großvater in seiner Papiermühle nach dem Rechten sah, musste ich nicht fürchten, von einem von ihnen ertappt zu werden.

Aufmerksam sah ich mich um. Die Wanduhr tickte leise und Staubkörner schwebten im Sonnenlicht. Hektisch begannen sie in dem Luftzug zu tanzen, als ich eintrat. Wie ein Mäuschen auf der Suche nach etwas Speck huschte ich ins Zimmer und schloss die Türe mit einem leisen Klacken hinter mir. Der Geruch von kaltem Tabakqualm hing wie eine Wolke über mir, denn Vater liebte es, Pfeife zu rauchen. Alles um mich her war blank poliert und wartete nur auf einen verräterischen Handabdruck. Doch ich hatte ein Taschentuch bei mir, um wie eine Spionin jede Spur sofort zu beseitigen.

Kein Stück in dieser Sammlung durfte ohne Vaters ausdrückliche Erlaubnis bewegt oder auch nur berührt werden. Es war wie eine Ausstellung, die nur dazu diente, die Leute mit Ehrfurcht und Neid zu erfüllen.

Als Arbeitszimmer diente der Raum hingegen fast nie. Lästigen Papierkram überließ Vater seinem Sekretär, er selbst führte seine Geschäfte meist aus dem Salon oder vom Esstisch aus. Bankette und Bälle waren sein liebstes Geschäftsparkett.

Nach kurzem Suchen fand ich schließlich den Karton, in dem das Geschenk zu finden sein musste. Noch immer stand es unbeachtet mitten auf dem Schreibtisch meines Vaters neben seiner goldenen Kaminuhr, die er von einer Reise nach Frankreich mitgebracht hatte. Vater liebte das Reisen und war selten daheim. Wenn er zurückkehrte, brachte er stets ein neues Souvenir und viele wundersame Geschichten mit, denen wir aufmerksam und voller Bewunderung lauschen mussten. Und ich, die ich selten einen Schritt aus dem Haus machen durfte und der die jährlichen Reisen im Sommer und zu Weihnachten ins Haus meines Großvaters wie kleine Weltreisen erschienen, beneidete ihn um diese Erlebnisse und Abenteuer. Eines Tages, das hatte ich meiner Puppe Agnes geschworen, würden wir beide auch ein Abenteuer erleben.

Neugierig trat ich um den Tisch herum. Was mich wohl in dem Paket erwartete? Was »mumifiziert« hieß, konnte ich mir nur vage vorstellen und dachte daran, wie mein Fuß ausgesehen hatte, als ich im vergangenen Herbst ungeschickt die Treppe heruntergefallen war und mir den Knöchel verstaucht hatte.

Doch als ich den Deckel des Pakets vorsichtig mit dem Zeigefinger anhub und das Papier mit einem leisen Rascheln beiseiteschob, fuhr ich erschrocken zurück, so grausig war der Anblick des abgetrennten Fußes in schwarzen und braunen Leinenbinden, die so fein gewickelt waren, dass man sogar die einzelnen Zehen erkennen konnte. Auch der Gestank- süßlich wie Harz, aber ungemein penetrant- ließ mich erschauernd zurückfahren. Dabei jedoch stieß ich gegen das Tischchen mit den geschnitzten Löwenköpfen, welches Vater unter dem einzigen Fenster des Kabinetts hatte aufstellen lassen und auf dem er eine asiatische Porzellanvase aufgestellt hatte. Es kam, wie es kommen musste. Ich stieß mit meinem Hinterteil dagegen und riss sie herunter.

Mit einem lauten Krachen fiel die Vase auf den Boden und zersprang in hunderte winzige Stücke, die mir über meine Pantoffeln sprangen. Entsetzt über dieses Unglück startete ich auf die Scherben, die so klein waren, dass man die Vase gewiss nicht mehr zusammensetzen konnte.

»Verdeck noch es!«, entfuhr es mir erschrocken und schlug mir hastig die Hand vor den Mund, weil ich einen Fluch ausgesprochen hatte, den Mutter gewiss mit einer Backpfeife geahndet hätte.

Augenblicklich hörte ich die Stimme Herrn Hausers, des obersten Hausdieners, in der Vorhalle, wie er lauthals über diesen Lärm zu zetern begann und einen der Diener für das Getöse verantwortlich machte. Herr Hauser jagte mir mit seinem finsternen Blick und dem strengen Zucken um seine Mundwinkel immerfort Angst ein. Panik ergriff mich und ich sah schon vor mir, wie Madame Dupont mich ordentlich übers Knie legte. Ausgerechnet Vaters teure Vase, die er stets all seinen Gästen voller Stolz präsentierte!

Plötzlich wurde eine der Dienstbotentüren, die versteckt ins Arbeitszimmer führten, geöffnet und ein Junge, etwa in Konrads Alter, trat mit einem Stapel Arbeitspapiere für Vater ein. Er hatte freche, weizenblonde Locken, von denen ihm einige Strähnen wild ins Gesicht fielen. Es war einer von Großvaters Knechten, ein Kerl so verlottert und verhärtet, dass ich erschrocken zurückwich. Doch dann siegte meine Neugierde und ich musterte ihn. Gewiss war sein Hemd einmal weiß gewesen, doch inzwischen näherte es sich in der Farbe gefährlich seinen schmutzigen Hosen aus braunem Wollstoff an. Seine Schuhe indes waren so ausgetreten und häufig geflickt, dass sie ihm schier von den Füßen fallen mussten.

Als der Junge die Scherben auf dem Boden und mich vollkommen verschreckt in all dem Chaos sah, hielt er kurz inne. Auch er musterte mich, als würde ihn meine Erscheinung in tiefstes Staunen versetzen. Im nächsten Moment jedoch kamen die polternden Schritte des Hausdieners bereits näher. Der Junge zögerte nicht lange, sondern knallte die Arbeitspapiere auf den Schreibtisch, wobei allerdings auch einige von ihnen wie verirrte Brieftauben aufstoben.

Dann ergriff er meine Hand und zog mich in Richtung der Türe, durch die er eingetreten war. Hastig und ein wenig grob schubste er mich durch die Dienstbotentüre in einen finsternen Flur und verschloss den Eingang augenblicklich hinter mir. Im rechten Moment, denn schon hörte ich den Hausdiener begleitet von niemand geringerem als meinem Vater ins Zimmer stürmen. Der Junge aber war auf der anderen Seite der Türe geblieben.

Mit klopfendem Herzen presste ich mich an die Wand hinter mir und sah mich ängstlich um. Kalt und karg fühlte sich der Putz unter meinen Fingern an und ich zog diese hastig zurück. Eine dicke

Spinne mit haarigen Beinen hing an der Decke, sodass ich all meinen Mut zusammennehmen musste, um nicht vor Schreck aufzukreischen. Dieser Teil des Hauses war mir so wenig geheuer, dass ich kaum wagte zu atmen. Noch niemals hatte ich das Labyrinth aus Dienstbotengängen, welches sich verborgen vor unseren Augen hinter den prächtigen Räumlichkeiten meiner Familie verbarg, betreten. Nur zu leicht, so schien es mir, konnte man sich darin verirren und fand wohl niemals wieder einen Weg zurück ans Tageslicht.

Daher drückte ich meine Puppe nur an mich und wagte es nicht, mich zu rühren. Agnes sah mich tadelnd an, doch zurück konnte ich nicht, denn auf der anderen Seite wartete mein Vater. Dessen Wut richtete sich gerade mit aller Wucht gegen meinen Retter.

»Was ist hier vorgefallen?«, fuhr er diesen ungehalten an.

»Ich habe Ihre Vase betrachtet, gnädiger Herr. Sie war so hübsch und ich habe noch niemals etwas dergleichen gesehen. Dabei bin ich daran gestoßen. Bitte vergeben Sie mir dieses Ungeschick.«

Die Stimme meines Retters war überraschend tief für sein Alter. Was hätte Konrad, der schon gerne ein ganzer Mann gewesen wäre und sich immer gerne als Hausherr aufspielte, dafür gegeben, eine so dunkle Stimme zu haben.

»Was hast du hier oben überhaupt zu suchen?«, blaffte ihn nun eine zweite Stimme an, die ich als die des alten Hausdieners erkannte. Der war auch ein scheußlicher Mensch mit einem Gesicht, eingefallen und blass wie ein Totenschädel. »Du elender Lümmel! Dein Platz ist draußen bei den Stallungen. Weder dein Aussehen noch deinen Geruch kann man den feinen Herrschaften zumuten.«

Ich hörte zwei dumpfe Schläge, bei denen es nicht schwer war, sich zwei saftige Ohrfeigen vorzustellen. Schluchzend zuckte ich zusammen. Das hatte ich nicht gewollt. Niemals hatte ich gewollt, dass wegen meines kleinen Ausflugs jemand zu Schaden kam oder gar Prügel einstecken musste. Mein Herz wummerte wie verrückt und ich streckte die Hand nach der Türklinke aus, um mich als Schuldige zu stellen. Im selben Moment ließ ich die Hand wieder sinken, denn meine Angst vor dem Hausdiener und noch viel mehr vor meinem Vater war zu groß.

Vater war ein herrischer Mensch und hatte selten ein freundliches Wort für irgendjemanden übrig. Am allerwenigsten für mich. Manchmal spielte ich, dass ich in seiner Gegenwart eine unsichtbare Elfe war, denn er nahm mich selten wahr. Wenn er es doch tat, dann nur, weil ich seinen Erwartungen nicht entsprach. Dann wurde sein Gesicht schmaler und schmaler, sein Blick stechend und er schimpfte mit mir wie mit einer Erwachsenen. Wenn ich ihn nicht verstand, begann er zu schreien. Dann nahm sein Gesicht die Farbe seines flammendroten Haares an und ich fragte mich, ob der Teufel, von dem meine Gouvernante immer sprach, ebenso entsetzlich aussah.

Ich drückte meine Nase in das blonde Haar meiner Puppe und betete, dass es bald vorbei war. Doch Vater war mit seiner Befragung noch längst nicht fertig. »Wie ist der Name dieses Jungen?«

»Leonhard Voss. Er ist der Sohn des Mühlverwalters und hilft überall aus, wo man eine kräftige Hand braucht. Soll ich ihn entlassen oder nach seinem Vater schicken, Herr?« Herr Hauser schnaufte noch immer vor Zorn, weshalb er wie ein Walross klang- oder zumindest so, wie ich mir die Stimme eines Walrosses vorstellte. »In diesem Haus ist kein Platz für Herumtreiber und Faulpelze.«

»Entlassen? Nein.« Vaters Stimme kochte beinahe vor kalter Wut über, was mir auf der anderen Seite der Tür scheußliche Magenschmerzen bereitete. Gewiss begann nun auch die Adern in seinen Augen anzuschwellen, sodass auch seine Augen rötlich zu schimmern begannen. »Dieser kleine Bastard wird für mich arbeiten. Bis diese Vase abbezahlt ist. Damit dürfte er den Rest seiner armseligen Existenz beschäftigt sein, schreiben Sie das seinem Vater. Und nun vor die Tür mit ihm!«

Keinen Atemzug später wurde die Tür aufgerissen und mein Retter stolperte in den finsternen Gang. Er hielt sich die Wange und das Ohr, wo die Backpfeifen ihn getroffen hatten. Einen Moment lang schien er vergessen zu haben, dass ich dort in der Dunkelheit noch immer kauerte, denn er stieß einen leisen Fluch aus, der meine Ohren zum Glühen brachte, und wandte sich dann an mich.

»Sie hätten hier nicht warten dürfen. Wenn man Sie entdeckt hätte, hätten wir beide Prügel kassiert, gnädiges Fräulein.«, wisperte er und blickte mit hochgezogenen Augenbrauen auf mich herab, ehe er noch ein wenig leiser und sanfter fragte: »Sind Sie wohlauf? Oder soll ich in der Küche einen Verband holen?«

»Es ist alles in Ordnung.« Ich ließ meine Puppe ein Stück sinken und blickte ihn an. Er hatte wunderbar dunkle Augen. Sie erinnerten mich an die Kastanien, die ich im vergangenen Herbst mit Madame Dupont gesammelt hatte. Freundlich und warm waren sie, sodass ich sogleich Vertrauen zu ihm fasste. Etwas beschämt fuhr ich mir mit der Faust über meine Nase und schniefte.

»Das ist gut.« Als der Junge sah, dass ich weinte, ging er langsam vor mir in die Hocke. Ehe ich mich versah, zupfte er mir das Haarband zurecht und richtete meine Spielschürze. Dann deutete er mit einem Nicken auf meine Puppe. »Ich habe eine kleine Schwester in Ihrem Alter und sie hat auch eine so hübsche Puppe. Ihre heißt Magda. Und Ihre?«

»Agnes.« Trotz meiner Tränen musste ich lächeln. »Großvater hat sie mir gestern geschenkt. Ich habe neunundzwanzig Puppen, aber das ist jetzt meine allerliebste.«

»Neunundzwanzig!« Der Junge lachte auf. »Das ist eine Menge. Aber man sieht, dass Sie sich um all Ihre Puppenkinder gut kümmern, Fräulein Prüm.« Er wischte mir mit seinem bloßen Daumen die Tränen ab. Sein Finger roch nach Erde und Ruß und unter seinen Fingernägeln klebte der Schmutz. Noch nie hatte ich einen Menschen getroffen, der so schmutzig war wie dieser Junge. »Nun sollten wir schauen, dass Sie wieder in Ihr Zimmer kommen, ehe man Sie sucht.«

»Aber was ist mit dir?«, fragte ich ihn ein wenig entgeistert darüber, dass er kein Wort über seine Prügel verlor. Ich deutete auf die roten Abdrücke im Gesicht meines Retters, dort wo die Ohrfeigen ihn recht hart erwischt hatten.

Konrad klagte jedes Mal über seinen Lehrer, wenn dieser ihm den Rohrstock über den Handrücken oder die Kehrseite zog. Das kam selten vor, obwohl Konrad schrecklich ungezogen war. Mein Bruder aber machte jedes Mal ein scheußliches Theater und beschwerte sich bei Vater, der dann meist den Lehrer sofort entließ. Das hatte sich inzwischen unter den örtlichen Pädagogen herumgesprochen, sodass es zunehmend schwerer fiel, jemand neues einzustellen und noch dazu jemanden, der ihn nicht gänzlich mit Samthandschuhen anfasste.

»Daran stirbt man nicht.« Der Junge zwinkerte mir zu. »Was die Vase hingegen angeht... Ich weiß, wofür ich es gemacht habe. Wenn man Hand an Sie gelegt hätte, wäre das schlimmer gewesen.«

»Das ist nett von dir.« Ich legte den Kopf schief und musterte ihn neugierig. Dann streckte ich ihm die Hand hin. »Dann sind wir jetzt Freunde, oder?«

»Freunde.« Er ergriff meine Hand, obwohl sie kaum halb so groß wie die seine war, und schüttelte sie. »Ich bin Leonhard. Alle meine Freunde und meine kleine Schwester sagen aber Leo zu mir, damit man mich von meinem Großvater unterscheiden kann.« Er verzog nachdenklich den Mund zu einer lustigen Grimasse. »Ich wette mit Ihnen, dass Sie noch niemals Huckepack getragen wurden, was?«

»Huckepack?« Ich runzelte die Stirn, denn ich wusste nicht, was er damit meinte. Erklärend deutete er auf seinen Rücken und deutete an, dass er mich hochheben wollte, woraufhin ich begeistert über dieses neue Spiel in die Hände klatschte und meine Puppe dabei beinahe fallen ließ. Leise quietschte ich auf, als Leonhard mich tatsächlich auf seinen Rücken hievte und mit mir den Gang entlangrannte.

Ich war noch immer aufgeregt von diesem unglaublichen Abenteuer, als ich am frühen Nachmittag in meinem Zimmer auf den gemeinsamen Tee mit meiner Mutter wartete. Natürlich war ich wieder einmal umgezogen worden und saß nun in einem entsetzlich steifen blassblauen Kleid mit dazu passenden Schleifen im blonden Haar auf der Fensterbank, während Madame Dupont kurz ins Erdgeschoss geeilt war, um frisches Wasser für meine Waschschüssel zu holen. Wenn ich mich nicht bewegte, verwechselte man mich wahrscheinlich mit einer meiner Puppen, dachte ich seufzend und zupfte an meinem Kleid herum. Es kratzte im Nacken und die empfindliche Haut war dort bereits an mehreren Stellen wundgescheuert.

»Wir dürfen niemandem davon erzählen, dass wir jetzt einen Freund haben«, flüsterte ich Agnes ins Ohr und versuchte, mein Grinsen zu verbergen. »Das ist unser Geheimnis.« Agnes betrachtete mich verständnisvoll und neigte ihren schweren Porzellankopf mit den steifen Locken, die unter ihrem Häubchen hervorblitzten. Ich deutete dies ganz klar als Zustimmung zu diesem Schwur.

Mutter ließ noch auf sich warten und meine Gouvernante war ebenfalls noch nicht zurückgekehrt, sodass ich mich binnen weniger Minuten entsetzlich langweilte, das Fenster öffnete und hinaus auf

den Hof blickte, zu dem die Fenster meines Zimmers hinausgingen. Da entdeckte ich plötzlich meinen neuen Freund Leonhard. Er war gerade in den Stallungen beschäftigt gewesen und folgte einem der älteren Knechte mit einer Schubkarre voller Pferdemit. Angestrengt sah er aus, wie er dem Knecht hinterherhetzte, denn sein Gesicht hatte eine hochrote Farbe angenommen. Zumindest die Ohrfeigen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein Bluterguss zeichnete sich bereits rotviolett unter dem Auge ab. Gewiss hatte er Schmerzen.

Leicht tippte ich mit dem Fingerknöchel des Zeigefingers gegen die Fensterscheibe, damit er mich bemerkte. Sofort sah er zu meinem Fenster auf und ein spitzbübisches Grinsen glitt über sein Gesicht, ehe er plötzlich die Zunge herausstreckte, was mich zum Lachen brachte. Als er sah, wie ich kichernd dasaß, zwinkerte er mir zu und schnitt noch eine Grimasse, die mich in noch lauterem Kichern versetzte.

In diesem Moment sah ich, wie mein älterer Bruder Konrad zusammen mit seinen beiden Freunden Karl und Paul hoch zu Ross auf den Hof getrabt kam. Die drei hatten gemeinsam mit Konrads Hauslehrer einen Ausflug in die Umgebung gemacht. Immerhin war Konrad der Sohn des Erben und es war wichtig, dass er das Familienunternehmen, aber auch die dazugehörigen Ländereien kennenlernte.

Ich beneidete Konrad um diese Privilegien. Während er hinaus in die Welt kam, wunderbare Orte und aufregende Menschen kennenlernte, war ich dazu verdammt, im Haus eingesperrt zu sein. Was mich jedoch am meisten ärgerte, war, wie selbstgefällig Konrad sich benahm. Stolz reckte er das Kinn vor und gefiel sich in seiner Rolle als Erbe. Der Hauslehrer, ein älterer Herr, den Vater auf Empfehlung eines Freundes erst vor einem Monat eingestellt hatte, hingegen blickte verkniffen drein, als hätte er auf unreifes Obst gebissen. Kaum war er aus dem Sattel gesprungen, marschierte er Richtung Haupthaus davon, ohne auf die feixenden Sprüche meines Bruders und seiner ungezogenen Freunde zu achten.

Etwas sagte mir, dass er noch in dieser Stunde seine Kündigung einreichen würde. Damit wäre es der vierte Lehrer in diesem Jahr, den Konrad vergrault hatte. Vater würde es jedoch wie gewöhnlich als Fehler des Lehrers abstempeln und seinen Sohn vor allen Anschuldigungen in Schutz nehmen. So war es bislang immer gewesen. Wenn Konrad mir die Enden meiner Zöpfe ansengte, wenn er meine Haare in Tinte tauchte, wenn er mir tote Mäuse ins Bett legte, wenn er mich zwickte und zwackte, so war es nie seine Schuld.

Eigentlich wollte ich mich bereits abwenden, ehe Konrad und seine Schergen auf Leonhard und unser Grimassenspiel aufmerksam werden konnten, doch da sah ich, wie Konrad sich Leonhard in den Weg stellte. Nachdem der Lehrer im Haus verschwunden war, war er auf der Suche nach seinem nächsten Opfer.

»Bist du nicht der Bastard, der heute das Porzellan meines Vaters zerbrochen hat?«, sprach er ihn an und in seiner Stimme klang wie immer eine derartige Großspurigkeit und Unverschämtheit mit, dass ich mich seiner schämte. Konrad war es gewohnt, dass ihn die Menschen wie einen Prinzen behandelten. Seit seiner Geburt wurde er von Vater und Mutter verzärtelt, denn ein zweiter Sohn blieb ihnen versagt. Stattdessen kam ich nach fünf langen Jahren des Wartens auf die Welt. Da ich jedoch nicht im Mindesten nach Vater schlug, aber auch nicht das gehorsame Püppchen war, das Mutter sich ersehnte, verdoppelten sie ihre Anstrengungen um Konrad. Als Gegenleistung nahm er sich heraus, sie allesamt wie die niedrigsten Lakaien zu behandeln.

»Gnädiger Herr?« Leonhard stellte die Schubkarre ab und verneigte sich. Sein Blick glitt zu seinem älteren Begleiter, als erhoffte er sich dort Beistand, doch dieser war bereits in der Scheune verschwunden und Leonhard musste sich allein mit seinem jungen Herrn auseinandersetzen. »Zu meiner Schande bin ich gegen die Vase gestoßen. Ich bitte auch Sie um Verzeihung für mein Versehen.«

»Du weißt schon, dass diese Vase unser Stadtpalais in Düsseldorf bereichern sollte?« Konrad musterte Leonhard von Kopf bis Fuß. »Dass es ein Geschenk aus Asien war? Weißt du Lümmel überhaupt, wo das liegt?«

»Ich wusste nicht, was für ein wertvolles Stück ich vor mir hatte.« Leonhard richtete sich auf und sah Konrad aufrichtig an. Die Anspielung auf seine geringe Bildung, einer Tatsache, mit der Konrad sich gerne brüstete, überhörte er geflissentlich. »Ich bin ein einfacher Knecht.«

»Dass du ein einfacher, ungebildeter Lump bist, dachte ich mir schon.« Konrad grinste seinen beiden Freunden hämisch zu. Er zupfte seine kostbar bestickte Weste zurecht, wohl um sein Gegenüber darauf aufmerksam zu machen.

Dabei hätte der Unterschied zwischen den beiden Jungen kaum größer sein mögen. Leonhard mit seinen wilden Locken, dem braungebrannten Gesicht und den schelmisch funkelnden dunklen Augen, die selbst in meiner Beobachtung damals unfassbar klug erschienen. Mein Bruder hingegen erschien mir mit seinem akkurat nach neuster Mode geschnittenen und frisierten Haar, den moosgrünen Augen und der noblen Blässe, die davon zeugte, dass er wenig Zeit in der Sonne verbrachte, wie sein kompletter Gegensatz. Während Leonhard von der harten Arbeit bereits recht kräftig gebaut war, war Konrad schmal und schlaksig.

»Aber ich habe vorhin gehört, wie du bei Großvater gekatzbuckelt und geschmeichelt hast. Ein ganz hinterlistiger Schuft bist du. Einer, der versucht, sich bei dem alten Herrn gut darzustellen und so seiner Strafe zu entgehen.«

»Ihr Großvater ist sehr freundlich zu mir.« Leonhard senkte bescheiden den Blick. Er tat mir leid, wie er von Konrad behandelt wurde. Hätte Großvater das gesehen, hätte er meinen Bruder gewiss dafür getadelt. Vater hingegen behandelte seine Angestellten ebenso und hätte es Konrad natürlich nachgesehen. »Er sorgt dafür, dass ich zur Schule gehen und später eine Ausbildung machen kann. Ich wollte ihn selbst um Verzeihung bitten.«

»Vergeudete Mühe.« Konrad bleckte die Zähne und machte eine abfällige Handbewegung. »Lump bleibt Lump. Gleichgültig, wie sehr er versucht, aufzusteigen. Du siehst aus wie ein Lump, sprichst wie ein Lump und benimmst dich wie ein Lump. Es ist eine Schade, dass jemand wie du versuchen könnte, etwas anderes zu sein.«

Konrad gab Leonhard einen harten Schubser, den dieser mit ausdrucksloser Miene über sich ergehen ließ. Doch damit war Konrad noch nicht fertig. Leonhard war sich schon sicher, dass mein Bruder sich von ihm abwenden würde, da wandte sich Konrad noch einmal jäh zu ihm um und versetzte ihm einen Faustschlag in den Magen, dass Leonhard nach Luft schnappte und auf die Knie ging. Er würgte und man sah ihm an, dass der überraschende Angriff ihn noch mehr als der Schmerz schockiert hatte. Konrad spuckte ihm ins Gesicht, während seine Freunde grölend danebenstanden und ihn auch noch anfeuerten fortzufahren. Das jedoch war mehr als ich ertragen konnte. Jeder Tritt, jeder Schlag bereitete mir selbst, wie ich hilflos hinter dem Fenster stand und alles mit ansehen musste, ebenfalls Schmerzen. Doch dieses Mal war Konrad zu weit gegangen.

Energisch umklammerte ich die Hand meiner Lieblingspuppe und marschierte zur Türe. Einen kurzen Blick warf ich auf den Gang vor meinem Zimmer und als ich keine Menschenseele erblickte, huschte ich den Gang hinab und zu der dort befindlichen Türe, die Leonhard mir an diesem Tag gezeigt hatte. Dahinter befand sich das Treppenhaus für das Gesinde. Bis unter das Dach, wo sich die Quartiere der Hausdienerschaft befanden, wand sich die abgetretene Treppe. Aber auch hinunter bis zum Hof, einen Ort, den ich in meinen fünf Lebensjahren noch niemals betreten hatte. Dort hatte eine Dame noch weniger zu suchen, als im Gesindetrakt, denn dort befanden sich nur die Stallungen und Wirtschaftsgebäude.

Eilig rannte ich die Stufen hinab, denn die Dunkelheit und die Schatten gruselten mich, und war froh, dass mir niemand entgegenkam. Als ich auf den Hof stürzte und mich die kalte Dezemberluft so recht packte, verdamnte ich meine Gouvernante zum ersten Mal, dass sie mich nicht wärmer angezogen hatte. Doch nach einem ersten Schock über den eiskalten Wind, der mir nun um die Ohren pffiff, schüttelte ich meine blonden Locken und marschierte zu den vier Jungen hinüber. Inzwischen hatte Konrad Leonhard mit seinen Freunden umzingelt. Sie bespuckten ihn, traten nach ihm, wobei sie ausschließlich auf die Nieren und seinen Magen zielten.

Mich indes nahm niemand wahr. Leonhard kniete noch immer keuchend auf dem schlammigen Boden, der sich in seine Kleidung fraß, und versuchte, zumindest seinen Kopf vor den Tritten zu



schützen. Konrad und seine Freunde waren noch zu sehr damit beschäftigt, sich an ihrem Opfer auszulassen.

Ich jedoch nahm all meinen Mut zusammen und flitzte, die Puppe zur Unterstützung fest unter den Arm geklemmt, auf meinen Bruder zu. Meine Seidenpantoffeln hatten indes niemals damit gerechnet, dass sie einmal mit Regenschuhen in Kontakt kamen, und sogen sich augenblicklich wie zwei Schwämme voll Wasser. Doch das war mir gleichgültig. Inzwischen war ich richtig wütend darüber, wie Konrad es wagen konnte, meinen Freund Leonhard so zu behandeln.

So fest ich nur konnte, schubste ich ihn von Leonhard fort.

»Lass ihn sofort in Ruhe, Konrad, oder ich erzähle Großvater, wie ungezogen du warst!«, fuhr ich meinen älteren Bruder an und versetzte ihm sicherheitshalber noch einen Schubser gegen die Hüfte, um ihn auf Abstand zu bringen

Konrad, der den Angriff aus seinem Rücken heraus nicht erwartet hatte, stolperte nur ein winziges Stück nach vorne, dann sah er sich um. Als er mich in seinem Angreifer erkannte, lachte er spöttisch auf. Er war gute anderthalb Köpfe größer als ich.

»Was machst du hier draußen, Gäschen? Mutter wird in Ohnmacht fallen, wenn sie hört, dass du dich auf dem Gesindehof herumgetrieben hast. In deinem neuen Kleidchen.« Er verzog sein Gesicht hämisch und zupfte an einer meiner Haarschleifen, was entsetzlich ziepte. Inzwischen hatte er in meinen Augen nichts mehr mit dem hübschen, blonden »Prinzen« wie Mutter ihn immer zärtlich nannte, gemein. Für mich war er ein absoluter Widerling.

»Lass Leonhard in Ruhe!«, zischte ich erneut und schlug nach ihm. Hinter ihm stießen sich Konrads Freunde angesichts meines wenig beeindruckenden Auftritts amüsiert an. Leonhard indes nutzte den kurzen Moment, um sich schweratmend und mit blutiger Nase aufzurichten. Er wischte sich mit dem Ärmel über die Nase und hinterließ auf dem Stoff einen Blutfleck.

»Geh ins Haus, Gäschen, habe ich gesagt!«, fuhr Konrad mich an und ahmte Vaters Tonfall recht überzeugend nach, sodass ich tatsächlich erschrocken zusammensackte. »Hier draußen ist kein Platz für ein Kleinkind und seine Puppen.«

Damit versetzte er mir einen Stoß, der mich auf mein Hinterteil beförderte. Platschend landete ich in einer Pfütze und das dreckige Wasser spritzte mir bis ins Gesicht und in die Haare. Noch niemals war ich geschubst oder gestoßen worden und daher stiegen mir angesichts des scharfen Schmerzes, den die Steine auf meiner Kehrseite hinterließen, die Tränen in die Augen.

Ich blickte zu Leonhard, der mir mit einem Nicken sehr deutlich zu verstehen gab, dem Befehl meines Bruders zu folgen. Dann blickte ich zu Agnes, die in dem unausgewogenen Handgemenge einen ihrer Seidenschuhe verloren hatte und ebenso schmutzig geworden war wie ich. Plötzlich reifte in mir ein Entschluss, dass ich es dieses Mal nicht dulden würde, dass Konrad mich auf diese Weise behandelte und zudem noch meinem Freund Leonhard wehtat. Überraschend schnell rappelte ich mich auf, ließ sogar Agnes auf der Erde liegen und rannte davon.

»Da läuft sie!« Karl lachte mir spöttisch nach, ehe sich die drei Jungen wieder Leonhard zuwandten. Der ballte die Fäuste, um sich gegen den nächsten Angriff zu verteidigen. Schweratmend, mit blutverschmiertem Gesicht und diversen Schürfwunden stand er da. Fast trotzig hob er das Kinn und ich bewunderte seinen Mut, dass er nicht einfach davonlief.

»Muss dich nun schon ein Kleinkind verteidigen? Hör mir gut zu, du Sohn einer Dorfschlampe: Weil wegen dir das Kleid meiner Schwester nun schmutzig ist, bekommst du noch einen Denkkettel«, hörte ich meinen Bruder spotten, während er Anstalten machte, sich erneut an Leonhard zu vergreifen. Wieso er es nicht endlich gut sein lassen konnte, blieb mir ein Rätsel. Aber Konrad wusste nie, wann Schluss war.

Doch ich hatte nicht vor, davonzulaufen. Stattdessen hatte ich etwas ins Auge gefasst: eine der kleineren Milchkannen, die neben dem Brunnen standen, wo sie wohl von einer der Mägde ausgespült worden waren. Eine davon griff ich mir und packte sie an beiden Henkeln. Sie war recht schwer, doch in meiner Wut schaffte ich es, sie anzuheben und zu den Jungen zurückzulaufen. Ehe Konrad auch nur ahnte, wie ihm geschah, knallte ich ihm die Milchkanne mit all der Kraft, die ich aufbringen konnte, ins Kreuz.

Mein Bruder keuchte vor Schmerz auf und ging tatsächlich in die Knie. Im ersten Moment war ich über sein schmerzverzehrtes Gesicht und meine Tat erschrocken, doch wusste ich, dass Konrad und seine Freunde sich entsetzlich rächen würden, wenn ich nun nachließ. Davor hatte ich noch mehr Angst, denn Konrad und seine Freunde konnten grausig sein. Mit einem zweiten Schlag hieb ich Konrad die Milchkanne ins Gesicht. Es knackte entsetzlich als die Nase und gewiss auch noch der eine oder andere Gesichtsknochen barst. Sofort schoss ihm das Blut aus der Nase und er kreischte vor Pein, während seine Freunde, aber auch Leonhard entgeistert zusahen, wie ich meinen Bruder niederstreckte.

Im nächsten Moment wollten sie mich packen und für diese Tat entsetzlich büßen lassen, doch da griff Leonhard ein. Er packte Paul, der mir am nächsten war, an der Schulter, zerrte ihn zu sich herum und boxte ihm so fest ins Gesicht, dass die zweite Nase an diesem Nachmittag brach. Karl indes schien keine Lust zu haben, der Dritte in der unrühmlichen Runde zu werden, und gab Fersengeld. Allerdings in einer Lautstärke, die rasch weitere Knechte und Mägde auf dem Hof zusammentrommelte.

»Wir müssen weg!«, brüllte Leonhard und packte meine Hand. Mit einem metallenen Klirren ließ ich die blutverschmierte Milchkanne fallen und warf einen letzten Blick auf meinen Bruder, der sich die Nase hielt und im Schlamm vor Schmerzen wälzte. Dann angelte ich mir meine Puppe und ließ mich von Leonhard davonziehen.

Hastig rannte er mit mir an der Hand davon, quer über den Hof. Zwischen zwei Wirtschaftsgebäuden hindurch und an einem der Gänsegatter vorbei. Wir kamen an eine Pferdekoppel, die zum Haus meines Großvaters gehörte. Behände sprang Leonhard über den Zaun und hob mich kurzerhand hinüber, wobei mein Kleid jedoch eine Handbreit vom Saum aufwärts einriss. Den Ärger, den ich mit meiner Tat heraufbeschworen hatte, wollte ich mir inzwischen gar nicht mehr ausmalen und war daher über jeden Meter froh, den wir zwischen das Haus und uns brachten.

Wir rannten weiter und weiter, wobei mich die nackte Panik vorantrieb. An dem Gebrüll hinter uns vernahm ich, dass Konrad und seine Freunde sich von ihrem ersten Schmerz und Schreck erholt hatten und uns nachsetzten. Noch niemals war ich in meinem Leben gerannt und dann sofort solch eine lange Strecke. Als Leonhard schließlich am Ufer eines kleinen Baches, der sich gemächlich zwischen den Weiden und Buchen am Ufer entlangschlängelte, beschloss, das Tempo zu drosseln und sich im Ufergebüsch zu verstecken, war es mir, als würden mir Herz und Lunge bersten.

Leonhard warf sich hinter einem großen Ilex auf den Boden und zog mich neben sich. Im nächsten Moment hörten wir Schritte. Das waren Konrad und seine beiden Freunde. Ich war entsetzt darüber, dass die drei trotz ihrer Blessuren noch in der Lage gewesen waren, uns so rasch zu folgen.

»Wo ist diese kleine Kröte?«, hörte ich Konrad recht nasal knurren und presste mich vor Angst fest an Leonhard. Der drückte mich an sich und legte mir seine Hand auf den Mund, damit ich uns nicht durch einen erschreckten Laut verriet.

»Ich hoffe, er hat versucht, mit ihr über den Bach zu kommen, und sie sind ersoffen!«, gab sein bester Freund zurück, woraufhin Leonhard empört schnaubte. Zu unserem Glück hatten die drei allerdings keine Lust nun jedes Gebüsch in Ufernähe abzusuchen.

»Gehen wir zurück zum Haus und erzählen Vater davon!«, befahl Konrad und ich hörte, wie er ausspie. Wahrscheinlich triefte sein lädiertes Riechorgan noch immer. »Hast du das gehört, Gänschen!«, brüllte er jäh und ich kauerte mich zitternd noch enger zusammen. »Ich schwöre dir, dass du dafür die Tracht Prügel deines Lebens bekommst. Der Knecht kann sich auf den Stock gefasst machen. Den lasse ich zum Krüppel schlagen.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Leonhard die Augen schloss, als er diese Drohung vernahm. Doch dann verzog sich sein Mund voller Grimm. Kurz darauf hörten wir, wie Konrad und seine Freunde sich entfernten. Leonhard richtete sich ein wenig auf. Auch ich löste mich von ihm und klopfte mir das größte Laub von meinem Kleid und den Ärmeln. Oh, Madame Dupont würde mich schrecklich ausschimpfen. Das neue Teekleid. Eingerissen und schmutzig. Und den Tee hatte ich gewiss auch versäumt. Mutter wurde sich sorgen und schrecklich böse mit mir sein.

»Das hätten Sie nicht tun sollen!«, schalt mich nun auch Leonhard und runzelte die Stirn, als er sah, wie ich zugerichtet war. Da ich dachte, dass er mich für den Hieb mit der Milchkanne rügen wollte, senkte ich sofort den Blick und spürte, wie mir die Tränen im Hals kratzten. »Einem Knecht zu helfen! Fräulein Prüm, Sie haben sich in fürchterliche Schwierigkeiten gebracht. Wegen mir.«

Verwundert sah ich auf.

»Aber Konrad hat dich so geärgert. Er ärgert alle. Mich ärgert er auch immer.«

»Das ist nicht recht, aber er ist der Erbe und ich nur sein Angestellter.« Leonhard legte seine Hand beschwichtigend auf mein Haar. Eine Haarschleife hatte sich auch verabschiedet, die andere hing auf Halbmast in meinem wirren, schlammverschmierten Haar. »Jetzt bekommen Sie meinetwegen Schläge.«

»Du hast meinetwegen schon Schläge bekommen.« Ich zuckte mit den Schultern und drückte Agnes fest an meine Brust. Jetzt, wo die Hitze des Laufs verflog, spürte ich erst, wie geschwitzt ich war. Der eiskalte Wind ließ mich zittern. Sofort nahm Leonhard seine Jacke ab und legte sie um mich. Herr Hauser hatte recht gehabt: Leonhard stank tatsächlich. Nach Pferdemit und Stroh. Aber im Gegensatz zu dem alten Hausdiener fand ich den Geruch nicht schlimm.

»Sie sind ganz schön mutig«, stellte Leonhard anerkennend fest und versetzte mir einen gutmütigen Knuff gegen das Kinn. »Ich habe mir schon jemand Besonderes als beste Freundin ausgesucht. Der Schlag mit der Milchkanne war beeindruckend. Das hat Ihnen gewiss Ihre Gouvernante beigebracht.« Er lachte auf, als er sah, wie sich meine Wangen angesichts des Kompliments färbten. »Ein seltsames Gespann sind wir. Die kleine Prinzessin und ihr Knecht.«

Er zog mich wieder an seine Schulter und zog mir seine Jacke fester um die Schultern. Glücklicherweise drückte ich meine Nase an ihn. Beste Freundin. Das klang gut. Ich hatte noch nie einen Freund gehabt. Noch dazu einen so großen und starken Freund wie ihn. Wie ein großer Bruder war er mir. So hatte ich mir zumindest immer einen großen Bruder vorgestellt. Lustig, stark und mutig. Nicht so ein garstiger Schwachkopf wie Konrad.

So saßen wir einige Zeit da, um sicher zu gehen, dass Konrad und seine Freunde nicht doch noch zu uns umkehrten. Leonhard bibberte inzwischen angesichts der Kälte, die mit sinkendem Sonnenstand vom Wasser her aufstieg.

»Du bleibst doch immer mein Freund, auch wenn wir heute Abend beide ganz fürchterlich übers Knie gelegt werden«, flüsterte ich irgendwann ängstlich, als mir bewusst wurde, dass wir uns nicht ewig hier am Ufer verstecken konnten. Leonhard runzelte die Stirn, als würde er sich wundern, was für Gedanken in meinem Köpfchen herumschwirrten.

»Wir sind für immer Freunde, gnädiges Fräulein. Ich bin Ihr Freund und Diener, solange ich lebe.«

Zittrig nahm ich das Geschenk an, dann dachte ich daran, dass Leonhard nun gar kein Freundschaftsgeschenk von mir hatte. Eifrig zog ich meine verbliebende Haarschleife aus meinem Haar, sodass mir mein Haar in schweren Strähnen über die Schultern fiel. Ich hatte es wachsen lassen müssen, seit ich denken konnte. Diese Haarschleife reichte ich Leonhard und drückte seine aufgeschürfte Hand dabei ganz fest.

»Wir sind Freunde für immer, Leo«, erwiderte ich und drückte ihm einen festen Kuss auf die Wange. »Da können sich Vater und Konrad auf den Kopf stellen.«

## KAPITEL 1

# *Marienblümlein*



### Düsseldorf im Großherzogtum Berg, Sommer 1806

»Dein Vater ist ein Pedant und Terrorist, in diesen beunruhigenden und aufregenden Zeiten eine solche Reise von uns zu verlangen, Ernst! Ich kann es kaum ertragen!« Mutter fächerte sich aufgebracht etwas frische Luft zu, während sie am Arm ihrer Vertrauten und Zofe zum bereitstehenden Landauer wankte, welcher im Innenhof unseres Stadtpalais auf uns wartete.

Nach all den verregneten Wochen zuvor, war endlich der Sommer in Düsseldorf eingezogen. Es herrschte heiteres Wetter mit wenigen watteweichen Wölkchen am Himmel, doch war der leichte Wind, der am Saum unserer Kleider zog, noch überraschend frisch.

Mein Vater, der mit energischem Schritt voraneilte, den Kragen seines Reiserocks bis zum Kinn gezogen, den Zylinder in der Hand, wandte sich erst vor unserem Reisegefährten um.

»Was erwartest du von mir, Frau? Mein Vater hat unsere Anwesenheit so explizit gewünscht, dass ich es nicht gewagt habe, diesem alten Mann noch einmal zu widersprechen. Seine Vehemenz bedeutet hoffentlich, dass er unheilbar krank ist und bald abtritt- Gänschen, schau nicht so dümmlich drein, sondern setze dich endlich in die Kutsche! Ich will vor Einbruch der Dunkelheit vor den Stadttoren und bei unserem Wirtshaus sein!«

Gänschen, das war noch immer ich. Anna Amalia Prüm, inzwischen siebzehn Jahre alt und noch immer die einzige Tochter des Papierkönigs von Düsseldorf. Papierkönig, so nannten unsere Angestellten meinen Vater mit leicht spöttischem, aber immer ehrfürchtigem Unterton. Mit einem Gänschen hatte ich dabei denkbar wenig gemein und ich fragte mich schon Zeit meines Lebens, wie ich denn zu diesem seltsamen Spitznamen gekommen war, der ohnehin nicht sonderlich charmant klang. Gänschen. Das klang nach einem geschwätzigen, flatterhaften Ding. Dürr und reizbar. Ich hingegen war klein und ein wenig mollig. Auch war ich in Anwesenheit meiner Eltern eher still und ruhig und in jeder meiner Handlungen bedächtig. Nur bei meiner geliebten Gouvernante Madame Dupont blühte ich auf, lachte viel und wagte es zu sprechen. Vater gegenüber hob ich weder Blick noch Stimme.

So auch an diesem Tag, an dem es nur darum ging, die Reise mit meinen Eltern und der gesamten Entourage an Bediensteten, die Vater zu all seinen Reisen begleitete, zu überleben. Ohne größere Schäden und allzu viele Tränen, denn Vater konnte auf solchen Reisen unausstehlich werden. Für nichts hatte er Geduld, am wenigsten für mich. Wie oft hatte er mir ins Gesicht gesagt, dass er sich einen zweiten Sohn an meiner statt gewünscht hatte. Oft hörte ich, wie er sich bei meiner Mutter über meine Existenz beschwerte. Weder hätte ich ein ansehnliches Gesicht noch irgendein vorzeigbares Talent. Daher sei meine gesamte Erziehung vergeudete Mühe und nur aufgrund meiner Aussteuer für Heiratskandidaten attraktiv.

Mit Vater zwei Tage auf holprigen Landstraßen eingepfercht in einer Kutsche zu verbringen, erschien mir aus all diesen Gründen nicht sonderlich reizvoll. Somit folgte ich seinem Befehl augenblicklich und huschte an ihm vorüber, gerade als unsere Knechte zur Überraschung meiner Mutter einen zweiten Wagen auf den Hof fuhren.

»Zwei Kutschen? Wer begleitet uns denn noch? Madame Dupont, du, ich, Gänschen... Konrad stößt erst morgen zu uns, wenn sein Kommandant ihn überhaupt so spontan beurlaubt.« Mutter rümpfte ihre Nase. Dass ihr geliebter Sohn eine militärische Karriere angestrebt hatte, prüfte sie sehr. Lieber hätte sie ihn an Vaters Seite gewusst. So jedoch war uns allen klar, dass mein Bruder bald die Heimat verlassen und an einen der vielen Kriegsschauplätze des Franzosenkaisers befohlen werden würde- ein Szenario, das Mutter mit Entsetzen erfüllte. Sie wandte sich an meine Gouvernante Madame Dupont: »Haben Sie noch etwas von unserem guten Jungen gehört?«

»Noch nichts, gnädige Frau. Aber gewiss wird er die Gelegenheit nicht verstreichen lassen, noch einmal Zeit mit seiner Familie zu verbringen.« Madame Dupont war bereits die Gouvernante meiner Mutter gewesen und hatte sie nach der Heirat mit meinem Vater hierher nach Düsseldorf begleitet. Ursprünglich stammte sie aus Luzern und gehörte einer gutsituierten Familie an, hatte jedoch nie einen passenden Heiratskandidaten gefunden. Um dem Los einer alten Jungfer zu entgehen, hatte sie sich eine Anstellung als Gouvernante gesucht und offenbar darin ihre Erfüllung gefunden.

Für mich hingegen war dies ein Glücksfall, denn so unterrichtete sie mich selbst jeden Tag seit meinem dritten Lebensjahr in den gesellschaftlichen Gepflogenheiten und wich mir wie eine gütige Großtante kaum von der Seite.

»Gewiss wartet er bereits und vertreibt sich die Zeit. Die jungen Männer sind in diesen Zeiten doch immerfort beschäftigt«, setzte sie in diesem Moment versöhnlich hinzu, auch wenn ich wusste, wie sehr sie sich in jedem Brief an ihre Verwandtschaft über den Lebenswandel meines feinen Bruders echnofierte.

»Das hoffe ich für den Burschen.« Vater richtete sich ein wenig auf und deutete auf die Kutschen. »Ihr Frauen fährt in der einen Kutsche. Ich muss arbeiten, nehme den zweiten Wagen und genieße die Einsamkeit. Allein mein Sekretär wird mich begleiten.« Er deutete auf einen rundlichen Mann, der bereits packt mit allerlei Akten und Büchern neben dem zweiten Landauer wartete.

Mutter indes sank ein wenig in sich zusammen. Ohnehin war sie in den vergangenen Monaten schmal geworden. Ihr Gesicht war nicht einmal mehr kränklich zu nennen. Ihre Haut war durchscheinend und spröde, ihre Hände, an denen die Adern deutlich hervortraten, zitterten. Ihre Schönheit war in den letzten Jahren verblasst und damit auch das Interesse ihres Mannes, der sich rühmte, jugendlich und gesund zu sein. All dies war ihr natürlich bewusst, ebenso wie mir, was mich schmerzte, denn ich liebte meine Mutter sehr.

An diesem Morgen im hellen Sonnenlicht sah man ihr an, dass sie gehofft hatte, dass diese Reise, so beschwerlich sie auch werden mochte, zumindest dafür sorgte, dass sie ein wenig Zeit mit meinem Vater zubrachte und man sich doch noch einmal annäherte. Die erneute Abfuhr verbarg sie jedoch rasch hinter ihrer ohnehin stets leidvollen Miene.

»Dann sollten wir nicht bummeln. Die ganze Stadt ist in Aufruhr nach der Proklamation des neuen Herzogtums. Es wird dauern, ehe wir den Stadtrand erreichen, bei all den Menschen, die auf der Straße sind.«

Damit spielte sie darauf an, dass am Tage zuvor unser ehemaliges Herzogtum Berg durch unseren König an Napoleon Bonaparte, den Kaiser der Franzosen übergeben worden war. Dieser hatte die Regierung an seinen Schwager Joachim Murat, übertragen. Schon seit Monaten drehten sich die Gespräche während all der quälend langen Bankette und Teegesellschaften um nichts anderes. Zwar waren die Franzosen in unserer Stadt schon seit Jahren allgegenwärtig, aber dass wir nun offiziell Teil des immer größer werdenden Herrschaftsgebiets des Kaisers werden sollten, sorgte bei vielen Menschen für große Sorgen. Von Plänen, uns die französische Gesetzgebung aufzudrücken, hatte ich gehört. Von der Einberufung neuer Rekruten für die Armee Napoleons und weiteren Abgaben, die einen empfindlichen Einschnitt in unser Vermögen darstellten.

Ich selbst hielt mich bei all diesen Gesprächen zurück und hatte auch am vergangenen Tag, als die Übergabe des Herzogtums offiziell wurde und die Menschen sich daraufhin auf den Straßen

versammelten, nur ein wenig ratlos am Fenster gesessen und die Aufregung beobachtet. Von all den Themen und dem Krieg hatte ich bislang zu wenig mitbekommen, als dass ich mir dazu eine Meinung erlaubte.

Wenig elegant scheuchte Mutter mich in die Kutsche, in der ich zusammen mit Madame Dupont entgegen der Fahrtrichtung Platz nehmen musste. Mutter indes klappte den Schleier, welcher sich an ihrem Hut befand, wie das Visier eines Ritterhelms herunter und setzte sich exakt in die Mitte der Sitzbank, damit man sie durch die Fenster hindurch so wenig wie möglich sehen konnte. Sie hasste Aufmerksamkeit und neugierige Gaffer. Doch die zogen wir stets magisch an, wenn wir mit unserer prunkvollen Entourage durch die Stadt fuhren. Dafür hatte Vater gesorgt. Früher hatte auch Mutter es geliebt, sich neben Vater zur Schau zu stellen. Nun schämte sie sich ihres Alters.

Waren wir unterwegs, gab ich mich nach außen hin recht uninteressiert an all den Menschen am Straßenrand, die stehen blieben, um uns passieren zu lassen. Wie es von mir erwartet wurde, blickte ich bescheiden auf meine Knie hinab, doch innerlich zersprang ich beinahe vor Aufregung und sog alle Eindrücke in mir auf.

So auch an diesem Tage. Nicht nur, dass ich endlich nach so vielen Jahren Düsseldorf endlich einmal verlassen würde. Außer um einer Ausfahrt oder einer Jagd beizuwohnen, taten wir das nie und selbst dann musste Madame Dupont mit Engelszungen auf Mutter einreden, dass sie es gestattete. Doch abgesehen von dem Tapetenwechsel, den ich so sehr ersehnte, gab es noch mehr, auf das ich mich beinahe kindlich freute.

Endlich würde ich Großvater und Leonhard wiedersehen. Ein wenig grauste es mir vor Großvater, den ich so viele Jahre nicht gesehen hatte und den Vater immer wieder als »Ausgeburt der Hölle« bezeichnete. Nachdem wir früher Jahr für Jahr die Sommermonate und das Weihnachtsfest in Marienrath verbracht hatten, war der Kontakt immer mehr ausgedünnt und bis auf die Briefe, die Großvater mir ab und an zu den hohen Feiertagen und meinem Geburtstag schrieb und die kaum mehr als drei Zeilen beinhalteten, hatte ich keinen Kontakt mehr zu ihm gehabt.

Doch auf Leonhard freute ich mich. Seit jenem gemeinsamen Winter in Marienrath waren wir in Kontakt geblieben. Anfangs hatten wir uns regelmäßig gesehen, denn Großvater, dem aufgefallen war, wie gut mir der Umgang mit dem einfachen Jungen tat, billigte es, dass wir uns bei meinen Besuchen regelmäßig sahen.

Dann hatten Leonhard und ich jede nur mögliche Minute gemeinsam verbracht. Wir hatten uns von unseren Eltern fortgeschlichen und genossen, dass wir einander als Freund hatten. Doch irgendwann- ich war wohl zwölf gewesen- war es zu einem Zerwürfnis zwischen Vater und Großvater gekommen. Den Grund dafür kannte ich nicht, aber seither waren wir nicht mehr in Marienrath gewesen und ich hatte Leonhard nicht wiedergesehen. Dabei vermisste ich ihn und unsere gemeinsamen Stunden sehr, denn er war die einzige halbwegs gleichaltrige Gesellschaft, die ich je gehabt hatte. Wir schrieben uns regelmäßig und obwohl wir einander so lange nicht gesehen hatten, war er mir ein lieber Freund und Vertrauter. Seinen letzten Brief hatte ich in meiner Manteltasche sicher verstaut und tastete immer wieder danach, da ich fürchtete, ihn zu verlieren.

Oh, wenn Mutter oder gar Vater von diesem wenig standesgemäßen Briefkontakt gewusst hätten! Leonhards Briefe schmuggelte mir meine Gouvernante zähneknirschend ins Haus und meine wieder hinaus, denn es ziemte sich nicht, dass ein unverheirateter Mann und eine unverheiratete Frau sich ohne Erlaubnis der Eltern schrieben.

Ich musste an Leonhards letzte Zeilen denken. Er hatte mir davon berichtet, dass er in der Papiermühle meines Großvaters viel zu tun hatte und dass seine Mutter überraschend noch ein Kind erwartete, auf das er sich sehr freute. Geendet hatte unser Brief wie immer mit zwei Versen aus einem Gedicht von Moritz Hartmann, das wir beide sehr mochten. »Und kommst du nicht am Tage, so komme im Traum zu mir.«

Wie kitschig und doch erfüllte dieses Versprechen mich mit so viel Wärme, dass ich an diese Zeile jeden Abend dachte, wenn ich allein in meinem riesigen Bett lag und Mutter nebenan husten und weinen hörte, weil Vater wieder einmal einen Streit vom Zaun gebrochen hatte.

So traf ich Leonhard tatsächlich jede Nacht im Traum und ich hoffte, dass es ihm ähnlich erging. Daher war ich gespannt, ob ich ihn sehen würde, wenn wir nach Marienrath reisten. Ich jedenfalls

würde alles daran setzen. Ob er sich wohl sehr verändert hatte? Bei unserem letzten Treffen war er schon so erwachsen gewesen. So alt, wie ich es nun war. Siebzehn. Inzwischen waren weitere fünf Jahre ins Land gegangen und gewiss war er kaum wiederzuerkennen. Ich allerdings auch nicht. Vor fünf Jahren war ich ein rundliches Kind mit Pausbacken gewesen, das ein wenig an einen verschreckten Hamster erinnert hatte. Die Kleider hingen, da ich über kaum weibliche Formen verfügt hatte, seltsam an mir herab. Inzwischen hatte sich zumindest letzteres ein wenig geändert.

Kaum waren wir eingestiegen, setzte sich auf den Befehl meines Vaters hin der gesamte Zug in Bewegung. Zwei Landauer, drei größere Wagen mit den Hausangestellten, die uns begleiteten, sowie drei Karren mit Gepäck, auf dem einige Knechte, die sich unterwegs um die Pferde kümmern würden, saßen.

Als ich beim Verlassen des Hofes einen Blick aus dem Fenster warf und unser prächtiges Stadtpalais erblickte, fragte ich mich, ob ein Fürst dieser Tage wohl prächtiger reiste als Vater und wir. Vater legte sehr viel Wert darauf, dass wir einen tadellosen Eindruck hinterließen und man weithin sehen konnte, dass hier einer der reichsten Männer des Herzogtums reiste.

Doch wenn Vater der Papierkönig von Düsseldorf war, dann war Mutter seine Königin und ich die Königstochter. Zumindest ausgestattet war ich wie eine. Kostbarere Kleider trugen wohl selbst die Hofdamen der Kaiserin Joséphine nicht.

Unsere Familie war durch die Produktion von Papier zu Reichtum und Einfluss gekommen. Mein Urgroßvater hatte eine kleine Mühle mitten im Bergischen mit eigenen Händen aufgebaut. Mein Großvater hatte die Firma um weitere Mühlen rings um Düsseldorf erweitert und uns somit zum größten Produzenten von Papier in der Gegend werden lassen.

Was das in Zahlen ausgedrückt bedeutete, konnte ich kaum sagen. Mit Papier kam ich nur in Kontakt, wenn ich Leonhard einen unserer vielen Briefe schickte oder mich in meine zweite Leidenschaft, das Lesen von Sonetten, vertiefte.

Wir fuhren durch die Schulstraße, vorbei an dem Palais Nesselrode und einigen weiteren herrschaftlichen Gebäuden. Dann bog unser kleiner Tross in die Citadellstraße ein und blieb nach gut einhundert Metern und zwei weiteren Kreuzungen abrupt stehen. Mutter, die in den letzten Jahren häufig an diversen Krankheiten gelitten und so gut wie jede Kur ausprobiert hatte, hatte nach wenigen Minuten bereits die Augen geschlossen, in der Hoffnung, dass die Reise so rascher vorüberginge. Sie hasste das Reisen auf den unbequemen Landstraßen. Die Wege waren holprig und es gab kaum eine Reise, auf der man nicht wenigstens einen Achsen- oder Radbruch erlitt. Außerdem fürchtete sie die dichten Wälder und all die Kreaturen, die darin lebten, sei es wilde Tiere als auch Wilderer und Wegelagerer. Als wir nun jedoch nach so kurzer Zeit bereits wieder anhielten, schreckte sie auf und fächerte sich augenblicklich Luft zu, um ihre Nerven abzukühlen.

Auch ich linste- eine Dame beugte sich niemals aus dem Kutschfenster- vor und sah mich um. In dieser Straße war ich noch niemals zuvor gewesen. Wir befanden uns noch in Carlstadt, nur wenige Straßenzüge von unserem Palais entfernt. Am Ende der Gasse konnte ich das blassblaue Band des Rheins erkennen. Die Ruinen des alten Stadtschlusses lagen dicht daneben. Auch hier prägten noble Gebäude mit beeindruckenden Portalen das Straßenbild. Meine Mutter jedoch schnappte nach Luft und wandte sich an ihre Zofe, die mit Strickzeug auf dem Schoß eingequetscht neben Madame Dupont saß.

»Ist es ihr Haus?«, fragte sie, wobei sie die Betonung auf das »ihr« legte.

Die Zofe, eine Dame im Alter meiner Mutter, die sie seit vielen Jahren begleitete, beugte sich ungeniert vor, streckte den Kopf aus dem Fenster und bemerkte:

»Jawohl, gnädige Frau. Wir befinden uns vor dem Wohnhaus von Madame Eleonore Breteau.«

»Das ist nicht sein Ernst!« Mutter faltete ihre Hände in ihrem Schoß und blickte darauf hinab. Erst dachte ich, dass sie betete, doch dem war nicht so. Nervös knibbelte sie an der Nagelhaut ihres Daumens. Ich hingegen saß peinlich berührt da und wusste nicht recht, wie ich auf diese Überraschung meines Vaters reagieren sollte.

Eleonore Breteau war einst die beste Freundin meiner Mutter gewesen. Beide hatten sich auf einer der unzähligen Veranstaltungen, an denen wir teilnahmen, kennen gelernt und teilten rasch ihre Liebe für die Oper. Eleonore war damals, vor etwa dreizehn Jahren, gerade Witwe geworden, als ihr Mann,

ein französischer Offizier während des Bürgerkriegs in der Vendée gefallen war. Um den Verlust hinter sich zu lassen, war Eleonore mit ihrem Sohn Lucien, der wenige Monate älter als Konrad war, nach Düsseldorf gezogen, wo sie einige Bekannte hatte und auf die Suche nach einem neuen Ehemann und Versorger gehen wollte.

Einige Zeit war diese Fügung ein glücklicher Umstand gewesen. Mutter hatte endlich eine Gefährtin an ihrer Seite, die zwar um einige Jahre jünger war, aber ihre Lebensumstände nachvollziehen konnte und die langweiligen Stunden, zu denen eine Dame von Herkunft zwangsläufig verdammt war, teilte.

Eleonore ging in unserem Haus aus und ein und war ein gern gesehener Gast. Zumindest bis Vater anfang, in Eleonores Bett aus- und einzugehen. Anfangs war es nur ein vager Verdacht gewesen, den die Angestellten Mutter bald bestätigten. Vater tat indes nicht viel, um diese Affäre geheim zu halten. Das hatte er noch niemals getan. Schon vor Eleonores Auftauchen waren er und Mutter kein innig verliebtes Paar, sondern nur aufgrund ihrer Familieninteressen verheiratet gewesen und er hatte häufig abends Herrenetablissemments frequentiert. Mutter hatte dies nie getadelt, das stand ihr auch gar nicht zu. Es war eine der üblichen Gepflogenheiten in unserer Gesellschaftsschicht, dass die Männer sich abseits ihrer Gattin Ablenkung und Zerstreung suchten. Solange es diskret verlief. Vater demütigte Mutter nicht durch seine Besuche bei diversen Kurtisanen und war ihr am Tage ein gütiger und großzügiger Ehemann, der sehr auf sie einging und der sie für die Geburt ihres Sohnes belohnte.

Doch als Vater die Affäre mit Mutters liebster Freundin öffentlich machte und oftmals über Tage zu seiner Geliebten zog, war der Skandal perfekt. Häufig besuchte Eleonore zusammen mit ihm Veranstaltungen, wenn Mutter gesundheitlich verhindert war. Dieses Verhalten war so skandalös, dass Mutter vor Scham kaum mehr wagte, in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Doch niemand sprach es an oder sanktionierte meinen Vater mit ausbleibenden Einladungen. Alle schienen fasziniert von diesem Lebensstil und obwohl man hinter vorgehaltener Hand über Eleonore und ihren Lebenswandel spottete, hofierten sie unsere Freunde und Bekannte. Denn eines war klar: Wer sich mit der Geliebten von Ernst Prüm gutstellte, für den setzte sie sich ein.

»Will er diese Frau etwa mit zu seinem Vater nehmen?« Mutters Stimme war nur noch ein hysterisches Flüstern. Sie tastete nach ihrem Hütchen, an dem eine einsame Reiherfeder thronte. Ihre Augen, die einst denselben Grünton wie die meinen gehabt hatten, aber seit einiger Zeit wässrig wirkten, blickten ins Leere.

Wir anderen Frauen starrten sie sprachlos an. Ich wagte es nicht, Vater für seinen Lebensstil zu kritisieren. Madame Dupont stand eine Antwort noch weniger zu. Daher herrschte peinlich berührtes Schweigen, bis die Zofe zu verkünden wusste:

»Madame Breteau wird gerade von Herrn Prüm mit einem Küsschen begrüßt und besteigt nun mit ihm zusammen die andere Kutsche. Auch der junge Herr ist dabei.« Mit »junger Herr« meinte sie Eleonores Sohn Lucien. Auch dieser wich selten von der Seite seiner Mutter, sodass ich schon oft die Gelegenheit bekommen hatte, dass er mit uns dinierte oder unsere Gesellschaften besuchte.

Lucien stand seiner Mutter in nichts nach, liebte die Aufmerksamkeit und die Beachtung, doch zu mir war er zumindest freundlich und hatte immer ein paar nette Worte für mich übrig. Eleonore hingegen ignorierte mich. Wie auch Mutter. Ob es an einem schlechten Gewissen lag, dass sie ihre ehemalige Freundin so betrogen hatte oder ob sie mit diesem Verhalten nur offenbarte, dass sie niemals eine ehrliche Freundin gewesen war, wusste ich nicht.

»Ihr Sohn ist auch dabei? Er wird doch nicht wagen, mit ihr und dem Jungen heile Familie zu spielen.« Mutter sah mich verzweifelt an. »Ich hätte zuhause bleiben sollen. Was interessiert es mich, dass dein Großvater deinen Vater an seine Seite beordert hat?«

»Großvater hat unsere Anwesenheit befohlen.« Ich stierte noch immer auf meinen Schoß und biss mir auf die Unterlippe. Die Situation war mir unangenehm, denn ich wollte und durfte für keine der beiden Seiten Partei ergreifen. Aber ich wusste, dass diese Reise ein Alptraum werden würde, wenn Mutter die Beleidigte spielte und Eleonore sich auch vor Großvater ihre Rechte als Zweitfrau meines Vaters herausnahm, was dieser gewiss nicht dulden würde. Auch tat Mutter mir schrecklich leid. So gedemütigt zu werden, nachdem man so viele Jahre die treue und verlässliche Ehefrau gewesen war, gönnte ich niemandem.



Ruckartig fuhr die Kutsche an und riss mich aus meinen Gedanken. Da ich nicht wusste, wohin ich blicken sollte, starrte ich schließlich aus dem Fenster.

»Nur zwei Wochen«, hörte ich Mutter murmeln, doch sah sie dabei niemanden an. »Nur zwei Wochen Schmach, dann sind wir wieder daheim. Dann beginnt deine erste Saison und mit etwas Glück wendet dein Vater seine Aufmerksamkeit endlich einmal den anderen Frauen in seinem Haus zu. Vielleicht findest du schon in deiner ersten Saison einen passenden Ehemann. Das wäre ein Glück in diesen unruhigen Zeiten.«

Jäh drehte ich den Kopf in ihre Richtung, sagte aber nichts. Ich fühlte mich noch nicht bereit für die Ehe. Doch wenn ich bereits heiraten musste, dann wollte ich einen Ehemann, der mich wahrhaft liebte. Einen Mann in meinem Alter. Natürlich wusste ich, dass dies Träumereien waren. Vater würde mich gewiss an einen seiner Geschäftspartner verheiraten und dieser Gedanke schmeckte mir ganz und gar nicht. Alte Männer, teilweise bereits verwitwet, die mich nur aufgrund meines Vaters und meiner Mitgift ehelichen wollten, widerten mich an. Ich fürchtete, dass ich eines Tages so enden würde wie Mutter. Eingesperrt in einem Haus, in dem es von Luxus und Angestellten nur so wimmelte. Aber ohne Liebe und ohne Respekt.

Kurz hinter der Stadtmauer, als wir die erste Rast einlegten, stieß mein Bruder Konrad zu uns, was Mutters Stimmung zumindest ein wenig aufhellte. Er hatte die bequemere Variante gewählt und begleitete uns hoch zu Ross.

Wir reisten drei Tage, denn Eleonore, die mit Vater reiste, klagte rasch aufgrund der holprigen Straßen über Rückenschmerzen. So krochen wir über die Landstraßen und machten an jedem halbwegs passablen Wirtshaus Halt. In den Nächten blieb Vater bei Eleonore, während Konrad und Lucien die Wirtshäuser mit Kartenspielen und guter Gesellschaft unsicher machten. Mutter indes kränkelte angesichts des sich anbahnenden Kummers und so schlief ich in den Nächten bei ihr, um ihr etwas Halt zu geben. Sie dankte es mir, indem sie ein besonderes Auge auf mich und mein Betragen hatte. Akribisch beobachtete sie jede meiner Bewegungen, kontrollierte, ob ich die Unterrichtslektionen in Französisch und Italienisch auch gewissenhaft gelernt hatte und korrigierte jeden noch so kleinen Fehler. Das war ihre Art, mit der angespannten Stimmung umzugehen.

Ingeheim war ich daher froh, dass ich Madame Dupont als Unterstützung an meiner Seite hatte, und nahm mir vor, mich während des gesamten Aufenthaltes in Marienrath bei Großvater abseits des Schlachtfeldes aufzuhalten.

Konrads Anwesenheit machte die gesamte Lage kaum besser, denn am Tage belegte Vater ihn mit Beschlag und Mutter klagte, dass man ihr kaum etwas von ihrem kostbaren Sohn ließe. Konrad weilte erst seit wenigen Wochen wieder in der Heimat. Zuvor hatte er eine Offizierschule in Brienne besucht. Inzwischen war er frisch zum Lieutenant ernannt worden und hoffte, in die Kavallerie des neu gegründeten Großherzogtums übernommen zu werden. In seiner weiß-blauen Uniform zog er viel Aufmerksamkeit auf sich, die er sichtlich genoss. Aber auch Vater sah ich an, wie stolz er auf seinen Sohn und Erben war. Beide speisten abends zusammen und steckten die Köpfe zusammen, um sich auszutauschen. Sie waren eine eingespielte Einheit: Vater, Konrad, Lucien und Eleonore. Wir anderen wurden vergessen.

Großvater lebte noch immer in dem Dörfchen mitten im Bergischen nahe Gladbach, in dem die Geschichte unseres Unternehmens vor vielen Jahren begonnen hatte. Marienrath war ein kleines Dorf nahe eines unbedeutenden Baches, der jedoch die Grundlage für die Existenz mehrerer Mühlen, darunter einer zweiten Papiermühle eines unserer Konkurrenten, aber auch mehrerer Pulver- und Ölmühlen, bildete.

In einer Talsenke zwischen schier undurchdringlichen und entsetzlich dunklen Mischwäldern gelegen, wirkte es auf mich beinahe, als würden wir die reale Welt verlassen und in eine geheime Märchenwelt eintauchen. Es war mir gar, als würde hinter dem nächsten Baum eine abscheuliche Hexe, ein Zwerg oder Troll warten.

Das Haus meines Großvaters, so hatte Madame Dupont mir vor unserer Abreise als Grundlage für ein mögliches Gespräch bei Tisch erklärt, war ein musterhafter Bau bergischen Barocks mit einer

imposanten, geschwungenen Eingangstreppe, einer weitläufigen, von Rosenbüschen gesäumten Auffahrt und hohen Kastenfenstern. Zwei Flügel gingen nach hinten in den Garten ab und ließen den Bau deutlich luftiger und beinahe wie ein kleines Schloßchen wirken. Ein kleiner Park umgab das Haus, doch dieser war, wie ich bei einem ersten Blick erhaschen konnte, recht verwildert. Auch das Haus wirkte in die Jahre gekommen. Die Farbe blätterte in großen Flecken von den dunkelgrünen Fensterläden, der Schiefer an der Fassade hatte den Kampf mit dem Grünspan widerstandslos aufgegeben. Das Haus blickte dunkel und abweisend auf uns Ankömmlinge herab.

Mit einem lauten Knirschen kamen die Kutschen vor dem Herrenhaus zum Stehen, während die Karren mit dem Gepäck und den Angestellten um das Haus herum zum Dienstboteneingang gefahren wurden. Ich hatte damit gerechnet, dass uns Großvater persönlich begrüßen würde, doch die Türe blieb verschlossen.

Zuerst sprang Vater, danach Lucien aus der Kutsche und sahen sich um, während Konrad sich aus dem Sattel seines nussbraunen Wallachs gleiten ließ. An seinen hochgezogenen Augenbrauen erkannte ich bereits, wie sehr dieser Empfang den Prinzen unserer Familie verstimmte. Es dauerte in der Tat einige Augenblicke, bis ein Lakai die Türe des Hauses öffnete und sich bei Vater für die wenig standesgemäße Begrüßung entschuldigte. Die Türe unserer Kutsche aufgerissen und ein weiterer Lakai half Mutter, mir und Madame Dupont heraus.

Das Erste, was mir auffiel, war, wie viel kühler es hier in diesem bewaldeten Tal war. Unbewusst zog ich meinen Mantel ein wenig höher und hoffte, dass man uns endlich ins Haus bat.

Nun jedoch kam ein wenig Leben in das alte Gemäuer. Großvaters erster Hausdiener, Herr Hauser, den ich als Kind schon immer gefürchtet hatte, weil er mich an ein wandelndes Skelett erinnerte, trat ins Freie und reichte Vater die Hand.

»Herr Prüm!« Der Diener verneigte sich tief vor meinem Vater und präsentierte ihm dabei seinen inzwischen fast kahlen Hinterkopf. »Mein Name ist Hauser. Ich bin der oberste Hausdiener Ihres Vaters und soll Sie in seinem Namen willkommen heißen. Vielleicht erinnern Sie sich an meine bescheidenen Dienste für Ihre Familie.«

Vaters Augenbrauen hoben sich noch mehr und verschwanden beinahe unter dem Rand seines Zylinders. Natürlich erinnerte er sich nicht. Vater sah es nicht ein, Energie darin zu investieren, sich die Namen oder Gesichter der Angestellten zu merken. Abgesehen davon, dass diese viel zu zahlreich waren, waren sie für ihn jederzeit ersetzbar. Daher lohnte die Mühe nicht.

Konrad, der seinen Zweispitz unter den Arm geklemmt hatte, sah sich mit gerümpfter Nase um und bemerkte:

»Da lässt der alte Mann uns extra anreisen und schickt uns einen einzelnen Diener zur Begrüßung? Welch lächerliches Empfangskomitee! Ich bin einen etwas würdevolleren Empfang gewohnt.«

»Die Angestellten sind allesamt bei der Arbeit und der Herr wünscht nicht, dass man sie von ihren Aufgaben hochscheucht. Er selbst wartet in seinem Arbeitszimmer.« Herr Hauser schien mit einer solch harschen Reaktion bereits gerechnet zu haben, denn er ließ sich auch von Konrads schneidendem Tonfall nicht aus der Ruhe bringen. »Nach der Begrüßung können die Herrschaften sich gerne bis zum Abendessen zurückziehen und sich einrichten. Gewiss war die Reise für die Damen nicht sonderlich angenehm, weshalb ich Vorkehrungen für ein warmes Bad getroffen habe.«

»Ein warmes Bad! Wie verlockend!« Mutter nickte eilig und suchte den Blickkontakt meines Vaters. »Das ist in der Tat eine vortreffliche Idee. Am liebsten würde ich mich auch vor der Begrüßung noch etwas zurechtmachen.«

»Herr Prüm erwartet Sie in diesem Augenblick und duldet keinen Aufschub. Später am Nachmittag hat er wichtige Besprechungen mit Lieferanten und seinem Verwalter.« Herr Hauser deutete auf den Eingang. »Wenn Sie mir folgen würden? Ihre Reisemäntel wird man oben in Empfang nehmen.«

Widerstrebend folgte ihm die gesamte Schar an Gästen, während ich ein wenig zurückblieb und mich umsah. Immer wieder hoffte ich, dass mir etwas bekannt vorkommen würde, denn als Kind hatte ich mit Leonhard jeden Winkel des Hauses und des Gartens erkundet. Doch es war mir fremd

und wirkte so unbehaglich, dass ich mich fragte, ob die Befürchtungen meiner Mutter nicht doch gerechtfertigt gewesen waren.

Auch die Eingangshalle war wenig einladend. Überall hingen Geweihe und ausgestopfte Tiere. Daneben Gemälde mit finsternen Jagd- und Reitszenen. Auch daran erinnerte ich mich nur vage. Offensichtlich war Großvater nach wie vor ein begnadeter Jäger. Gleichzeitig wirkte alles dunkel, muffig und in die Jahre gekommen. Wie ein Haus, das seit Jahren unbewohnt war. Es roch nach ranziger Holzpolitur und alten Stoffen.

Eleonore sah sich angewidert um und machte einen großen Bogen um einen ausgestellten Igel, der uns mit einem boshaften Blick taxierte. Mehrere alte Jagdgewehre und eine Armbrust rundeten die Ausstellung und den wenig einladenden Eingangsbereich ab. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein.

In dieser Vorhalle nahm man sich unserer Reisemäntel an, danach führte Herr Hauser uns durch einen Salon zu einer deckenhohen Türe aus tiefbraunem Holz. An dieser klopfte er an und als man ihn hereinbat, kündigte er uns in knappen Worten an. Madame Dupont war bereits von einer Angestellten hinauf zu den Gästezimmern geführt worden, um sich mit dem Auspacken meines Gepäcks zu beschäftigen. Sobald wir den Hausherrn angemessen begrüßt hatten, würde ich mich waschen und umziehen wollen. Dazu musste alles bereitliegen. Dadurch jedoch hatte ich nur meine Mutter als Unterstützung an meiner Seite, was mich sehr verunsicherte.

Nacheinander traten wir ein, doch als Eleonore wie selbstverständlich noch vor mir eintreten wollte, hielt der Diener sie entschieden zurück.

»Dieses Treffen ist nur für Familienangehörige des Hausherrn«, erklärte er und etwas in seiner Stimme war recht frostig geraten, was mich beinahe zu einem Schmunzeln verleitete. Offenbar waren die Geschichten über die Affäre meines Vaters selbst bis in dieses Dörfchen vorgedrungen.

Eleonore schnappte nach Luft, zupfte ihren Seidenschal zurecht und wandte sich mit einem anklagenden Blick an meinen Vater. Dieser fuhr sich verärgert über die Wangen, die sogleich eine ungesunde Farbe annahm. Ohnehin hatte er eine recht beeindruckende Wirkung, wenn er sich ärgerte. In den letzten Jahren hatte er an Gewicht zugelegt, was ihn zusammen mit seinen breiten Schultern und seiner dröhnenden Stimme recht eindrucksvoll erscheinen ließ. Einmal hatte ich gehört, wie Madame Dupont ihn »Heinrich VIII« nannte, womit sie eindeutig recht hatte.

»Madame Breteau gehört zu dieser Familie. Damit muss sich auch mein Vater abfinden«, bemerkte er mit schneidender Stimme und befahl Eleonore sowie Lucien mit einer Kopfbewegung an seine Seite. Herr Hauser, der nicht mit einem derartigen Widerstand gerechnet hatte, zog sich eilig zurück, während ich als Letzte das Arbeitszimmer meines Großvaters betrat.

Wenn mir die Eingangshalle schon als dunkel erschienen war, dann war das Arbeitszimmer noch finsterer. Ebenholz, dunkelbraune Stoffe. Zudem wandte sich das Zimmer nach Norden und es fiel nur wenig Licht durch die Fenster herein. Doch an diesen Geruch erinnerte ich mich aus meiner Kindheit. Es roch nach Büchern und Siegelwachs.

Großvater saß im Schatten an seinem Schreibtisch und beobachtete ganz genau, wie sein Sohn samt Familie eintrat. Er erhob sich nicht, Vater reichte ihm weder die Hand noch umarmte er ihn. Die Stimmung war derart frostig, dass ich mich nicht gewundert hätte, wenn in diesem Moment Eisblumen an den Fenstern gewachsen wären.

Neben Großvater, etwa einen Schritt hinter ihm, stand die Arme hinter dem Rücken verschränkt, ein jüngerer Mann, dessen Gesicht ich jedoch nicht recht erkennen konnte, da es im Schatten lag. Wahrscheinlich Großvaters Sekretär oder sein Advokat.

»Wie ich sehe, bist du meiner Einladung nun doch gefolgt.« Großvater wandte sich ohne jegliches Grußwort an meinen Vater. Beide sahen einander kaum ähnlich. Großvater war ein wahrer Riese von Mann, schlank, mit der Attitüde eines sehr gebildeten, weltgewandten Mannes, aber durch das Alter inzwischen deutlich mitgenommen. Vater wirkte zwar ebenso imposant, doch deutlich schlichter im Gemüt. Diesen Gedanken schob ich rasch beiseite, als mir bewusst wurde, wie boshaft er klang. Eine gute Tochter sollte auf diese Weise nicht über ihren Vater denken.

»Hatte ich denn eine andere Wahl?« Vater schien nicht vorzuhaben, auch nur einen Deut vor dem Familienoberhaupt zurückzuweichen. Mit kühler Miene wandte er sich zu uns um und deutete auf Konrad und mich. »Vielleicht Erinnerst du dich an deine Enkel. Konrad wird in naher Zukunft die

Bergische Kavallerie unterstützen. Anna Amalia gibt dieses Jahr ihr Debüt in der Düsseldorfer Gesellschaft.«

Mutter, die neben mir stand, versetzte mir einen kleinen Schubser und zischte mir zu:

»Tritt vor, Gänschen, damit er dich ansehen kann!«

Hastig tat ich wie befohlen und sank in einen Knicks. Großvater hatte für mich jedoch nur einen kurzen Blick übrig, der nicht einmal besonders wohlwollend war. Das enttäuschte mich sehr, wenn ich bedachte, wie nahe wir uns früher gestanden hatten. Doch gewiss zürnte er mir ebenso wie Vater, dass der Kontakt eingerissen war.

Demütig senkte ich den Kopf und hoffte, dass ich nach dieser offenbar bestandenen Musterung für den Rest des Gespräches keinerlei Beachtung mehr finden würde. Konrad hingegen trat selbstbewusst vor und grüßte militärisch, was Großvater nur ein kritisches Stirnrunzeln entlockte.

»Ich hoffe, dass Sie, Großvater, bereits davon gehört haben, dass ich vor Kurzem zum Lieutenant befördert wurde.« Er reckte stolz das Kinn vor, doch Großvater ließ ihn eiskalt auflaufen und ging nicht einmal auf diese Bemerkung ein.

»Ihr seid recht spät. Gestern hatte ich euch allesamt erwartet«, bemerkte er und musterte stattdessen Vater missbilligend. »Du weißt, wie viel ich von Pünktlichkeit halte. Aber gut. Es gibt viel zu besprechen und die wenigen Tage eures Aufenthaltes müssen genutzt werden.«

Er ließ den Blick noch einmal über uns gleiten und dieser blieb an Eleonore hängen. Er hob die Augenbrauen, als würde er sich fragen, wie es sein konnte, dass seinem ausdrücklichen Befehl widersprochen worden war, woraufhin sogar Eleonore ein wenig kleiner wurde. Ihr Sohn Lucien, der fast noch prächtiger ausstaffiert war als Konrad in seiner Uniform, beobachtete die gesamte Szene höchst amüsiert und blickte neugierig von einem zum anderen. Was er wohl davon halten musste? Schämte er sich seiner Mutter? Dafür, dass sie keine Ehe angestrebt hatte, sondern sich mit dem Leben einer Geliebten zufrieden gab? Störte es ihn, dass er in diese Konflikte hineingezogen wurde, obwohl sie ihn gar nichts angingen?

Lucien war mir stets ein großes Rätsel geblieben. Für mich wirkte er immer ein wenig unscharf. Als gehörte er gar nicht recht ins Bild. Wie ein Beobachter, der ein außerhalb des dargestellten Geschehens stand. Wie ein Maler, der eine Szene für ein Gemälde betrachtete und dann in seiner Interpretation wiedergab. Was ich davon hielt, vermochte ich nicht zu sagen.

Wenn Großvater verärgert war, dass mein Vater sich über das Gebot, Eleonore und ihren Sohn nicht mitzubringen, hinweggesetzt hatte, so ließ er es sich nicht anmerken. Er besaß so viel Anstand, in diesem Moment über diesen Skandal zu schweigen. Was jedoch hieß, dass bei nächster Gelegenheit zwischen ihm und Vater die Fetzen fliegen würden.

»Wir müssen unsere nächsten Schritte sorgsam besprechen. Ich habe Pläne für dieses Unternehmen und die Kinder«, kündigte er stattdessen an und lehnte sich etwas in seinem hohen Sessel zurück.

Nun war es an Vater, die Stirn in kritische Falten zu legen. Er hatte ganz und gar nicht vor, sich von seinem Vater diktieren zu lassen, wie er seine Aufgaben in diesem Unternehmen wahrzunehmen hatte. Diese Zeiten waren vorbei. Wie oft hatte ich gehört, wie er sich bei Mutter darüber beschwerte, dass Großvater ihm keine große Verantwortung übertrug und jeden Schritt, jede Transaktion und jeden Vertragsabschluss überwachte.

Auch Konrad sah missmutig drein. Ihm graute es davor, dass Großvater seine sorgsam gehegten Pläne durcheinanderwerfen könnte. Ich wusste, dass Großvater gewollt hatte, dass Konrad das Unternehmen kennen lernte und sich aneignete, wie man es leitete. Doch Konrad sehnte sich im Augenblick hauptsächlich nach Abenteuer und Vergnügen. All seine Freunde waren zur Armee gegangen, um Ruhm und Ehre zu erlangen. Darin wollte er nicht nachstehen und über Geschäftsbüchern brüten.

Doch wie auch Vater wusste er, dass er mit Großvater kooperieren musste. Denn alles, was wir besaßen- von unserer Kleidung über die Kutschen bis zum Offizierspatent meines Bruders, war von Großvaters Vermögen finanziert. Eleonore hingegen hatte sich von ihrem Schrecken erholt und die Fäuste geballt. Sie würde ihren Platz an Vaters Seite mit aller Macht verteidigen und dafür sorgen, dass sie Teil dieser Entscheidungen war.

Atemlos hatte ich diesen kurzen Wortwechsel verfolgt. Ich sehnte mich in unser Stadtpalais zurück. Dort hatte ich meist nur meine Zofe, meine Lehrer und Madame Dupont um mich. Dieser Umstand sorgte dafür, dass Konflikte eine Seltenheit darstellten. Damit jedoch hatte ich mich bestens arrangiert. So viel Zeit mit meiner Familie verbringen zu müssen, setzte mich enorm unter Druck. Jede meiner Bewegungen würde von Mutter überwacht und getadelt werden. Eleonore hatte für mich ohnehin nichts als Spott übrig. Zudem war sie in meinen Augen hübsch, weltgewandt und charismatisch, sodass ich mir wie ein ungelinker, grober Klotz vorkam.

Vater indes war bereits in Kampfstimmung.

»Sollen wir dieses unangenehme Gespräch bereits jetzt führen und die Damen fortschicken oder darf ich vorher zumindest auspacken? Es ist beleidigend, dass ich wie ein Bittsteller in staubigen Reisekleidern vor dir antanzen muss«, beschwerte er sich mit tiefer, grollender Stimme. Er deutete auf Großvaters Begleiter. »Wo wir schon bei Verfehlungen und fehlenden Manieren sind: Wer ist der Kerl, der schweigend all diese privaten Familienangelegenheiten belauscht und den du uns noch nicht einmal vorgestellt hast?«

Großvater bedeutete dem jungen Mann hinter sich, einen Schritt vorzutreten. Bislang hatte er das Geschehen stumm verfolgt und sich dabei kaum gerührt. Jetzt fiel zum ersten Male ein wenig mehr Licht auf sein Gesicht und ich hielt den Atem an.

»Du erinnerst dich doch noch an den jüngeren Sohn meines Verwalters? Leonhard Voss? Seit diesem Frühsommer übernimmt er sukzessive die Aufgaben seines Vaters und unterstützt mich bei all meinen Terminen und Pflichten.« Großvaters sah zu dem jungen Mann auf und zum ersten Mal verzog sich sein Mund zu einem Lächeln. In diesem lag so viel Wärme und Zuneigung, wie er es bislang für keinen von uns übriggehabt hatte.

Auf den ersten Blick hatte Leonhard sich sehr verändert. Als wir einander das letzte Mal gesehen hatten, war er ein Heranwachsender mit schlechter Haut und schlaksiger Figur gewesen. Nun war er ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren. Die wilden blonden Locken waren nach aktueller Mode kurz geschnitten, seine Körperhaltung makellos. Nur der Blick seiner braunen Augen war noch immer derselbe. Sanft und freundlich, fast ein wenig schüchtern. Beschämt stellte ich fest, dass sie allein auf mich gerichtet waren.

»Der Bursche, der immer noch die Vase, die er mutwillig zerstört hat, abbezahlen muss?« Konrad lachte auf und nickte Leonhard zu. »An den hatte ich gar nicht mehr gedacht.«

»Du lässt dich also von einem ungebildeten Knecht bei deinen Aufgaben beraten?« Vater lachte spöttisch auf. »Dennoch: Was soll der Humbug? Schick den Burschen hinaus, denn er gehört tatsächlich nicht zu dieser Familie und hat seine Nase nicht die Angelegenheiten unseres Unternehmens zu stecken.«

»Leonhard ist weit mehr als ein Knecht. Er hat in den vergangenen Jahren die Lateinschule in Köln mit Auszeichnung abgeschlossen. Alle Wege stehen ihm nun offen und wir beraten noch, wohin sein Weg als Nächstes gehen soll, denn eigentlich möchte ich ihn nicht wieder entbehren.« Großvater nickte Leonhard zu und ich sah den Stolz in seinem Blick. »Aber in der Tat müssen nun einige Entscheidungen getroffen werden. Zwischen Vater und Sohn. Ernst, bleib doch bitte mit deiner Gattin und nimm Platz. Deine Mätresse soll Herrn Hauser bitten, dass man ihr und ihrem Sohn ein Schlafzimmer herrichtet. Genügend Gästezimmer haben wir.« Er wandte sich an seinen Begleiter, der noch immer kein einziges Wort gesagt hatte: »Das Wetter ist recht ansprechend und die wenigen Sonnenstrahlen in diesem Sommer ausgesprochen selten. Würdest du meine Enkelin auf einen Spaziergang in den Garten begleiten, Junge? Gewiss habt ihr viel zu besprechen nach solch langer Zeit.«

Ich sah, wie das Blut auch in Leonhards Wangen stieg, doch er nickte zustimmend. Mutter öffnete empört den Mund, klappte ihn dann jedoch wortlos wieder zu, während Vater die Nase rümpfte und den Befehl meines Großvaters offen ignorierte.

»Amalia, ich würde es befürworten, du würdest zu deiner Gouvernante stoßen und dich dort etwas von der Reise erholen!« Er scheuchte mich hinaus, weshalb ich nur kurz vor Großvater knickte und dann hinauseilte. Auch Leonhard verließ das Arbeitszimmer dicht hinter mir und schloss sorgfältig die Türe, während ich kurz stehen blieb, um Zeit zu schinden. Nichts wollte ich lieber, als

noch wenigstens ein privates Wort mit meinem Brieffreund sprechen, ehe ich hinauf zu meiner alten Gouvernante ging. Denn ich fürchtete, dass ich ansonsten das erste beklagenswerte Opfer dieser explosiven Stimmung werden würde.

Leonhard bemerkte mein Zögern und trat mit gesenktem Kopf auf mich zu. Er sah sich um, ob uns jemand beobachtete, denn mit unserer Ankunft war es mit der Ruhe in diesem alten Haus zu Ende gegangen. Noch immer schleppten Diener unsere Koffer und Kisten die Treppe hinauf ins Obergeschoss, wo sich die privaten Wohnräume der Familie befanden. Im Erdgeschoss hingegen lagen die öffentlichen und repräsentativen Räume.

»Offensichtlich hat sich nichts geändert in all den Jahren«, wagte ich zu bemerken, als keiner von uns den ersten Schritt zu wenigstens einem freundlichen Wort zu machen schien und wir nur mit schamhaft gesenkten Blicken herumstanden- in der Hoffnung, dass der andere endlich die Stimme hob.

Leonhards Miene hellte sich sofort auf.

»Ich bin ein Knecht.« Leonhard schob seine Hände in seine Hosentaschen und zuckte die Schultern. Dabei jedoch lächelte er. Dieses Argument war in all den Jahren unserer Bekanntschaft allgegenwärtig gewesen. Oh, wie hätte Vater wohl dreingeblickt, wenn er gewusst hätte, dass eben dieser Knecht mir Woche für Woche seitenlange Briefe schrieb?

»Ein Knecht, der einen hervorragenden Abschluss der Lateinschule vorzuweisen hat«, ich blickte ihn neckend an, »und der, wenn man den Berichten glauben kann, eine recht ansprechende Reise nach Weimar unternehmen durfte, um seine privaten Studien zu verfolgen. Nicht zu vergessen: Ein Knecht, der bald ein Universitätsstudium der Jurisprudenz beginnt.«

»Sie erscheinen bestens informiert über meine Person, gnädiges Fräulein.« Leonhard lachte leise auf und neigte den Kopf. Er sah sich noch einmal um und bemerkte schließlich: »Hier haben die Wände in jedem Fall immer noch Ohren. Sollen wir dem Vorschlag Ihres Großvaters folgen und etwas draußen spazieren gehen?«

»Ohne Sonnenschirm? Welch Risiko!« Ich lachte auf, zum ersten Male seit Monaten wie es mir schien. Doch dann nickte ich, auch wenn ich wusste, dass ich damit eine Menge Ärger provozierte, wenn ich mich dem Befehl meines Vaters widersetzte.

Zögerlich folgte ich ihm durch die Eingangstüre hinaus vor das Haus. Die Sonne lugte hinter den Wolken hervor und ihre Strahlen wärmten mein Gesicht, als ich dieses tief durchatmend in ihre Richtung reckte.

»Das gibt Sommersprossen, das sehe ich schon kommen!« Leonhard grinste, als er mich dabei beobachtete und musterte mich eingehend. So sehr, dass es mir beinahe unangenehm war. Was mochte er sehen? Gefiel ich ihm? Hatte er mich anders in Erinnerung gehabt?

Auch ich musterte ihn fast unverschämt. Aber, das musste ich nun zu meiner Schande feststellen, er gefiel mir. Er war gutaussehend. Nicht auf diese geleckte und makellose Art, wie all die anderen Männer, die ich kannte. Obwohl die Zeit, in der Großvater sich um seine Ausbildung gekümmert hatte, ihn gewiss näher an dieses Bild herangebracht hatte. Nein, es waren seine dunklen Augen, die so warm auf mich herabblickten und die Jahre der Trennung vergessen machten. Es war dieses Lächeln, das ich in meinem Herzen bewahrt hatte. Der Klang seiner Stimme, der mir eine wohlige Gänsehaut über den Rücken jagte.

»Ich habe Ihren letzten Brief gestern erhalten«, erklärte er jäh und klopfte voller Überzeugung auf die Tasche seines Rocks.

»Sie haben ihn bei sich?« Ich hielt unbewusst den Atem an. Der Gedanke war auf eine mir bis dahin unbekannt Art süß.

»Jeden einzelnen Ihrer Briefe habe ich aufbewahrt. Sie waren mir Sonnenstrahlen während der fürchterlichen Zeit in Köln und während des eher schnörkellosen Aufenthalts in Weimar und Jena. Himmel, ist diese Stadt hässlich.« Er lachte auf, als ihm dieser ehrliche Kommentar doch herausgerutscht war. Diese Ehrlichkeit hatte er zumindest über all die Jahre nicht in den Klassenräumen der Lateinschule verloren, was mich beruhigte. Auch ich musste lachen, doch dann gab ich zu:

»Dann komme ich mir nicht mehr so einfältig vor. Ich habe jeden Brief von Ihnen ebenfalls aufbewahrt. Bücher könnte man inzwischen damit füllen.«

Leonhards Blick nahm an Intensität zu.

»Das ehrt mich. Ich muss zugeben, dass es mir vor dieser ersten Begegnung geirrt hat. Ich fürchtete, dass ich einem Idealbild verfallen sei. Meiner Fantasie. Nach all den Jahren. Aber nun, wo Sie tatsächlich vor mir stehen, stelle ich fest, dass meine Fantasie nicht ansatzweise richtig lag.« Er senkte den Blick. »Haben Sie auch mein Weihnachtsgeschenk erhalten? Ich kam mir so töricht und aufdringlich vor und war kurz davor, zum Postamt zu gehen, und darum zu ersuchen, es mir zurückzugeben.«

Ich nestelte an meinem Schultertuch und zog das kleine, schlichte Medaillon hervor, welches er mir geschickt hatte. Darin befand sich eine einzelne seiner Haarlocken. Doch dieses Präsent hatte mich noch mehr für ihn eingenommen, dass er mir solch einen Schatz anvertraute.

Sofort überzog eine sanfte Röte seine Wangen.

»Sie tragen es.«

»Und mein Geschenk?« Ich hielt dem Atem an. Nachdem ich Leonhards Geschenk erhalten hatte, hatte ich nächtelang gegrübelt, wie ich mich revanchieren konnte. Er hatte sich auf sehr dünnes Eis begeben, indem er mir solch ein intimes Geschenk gemacht hatte. Eine Haarlocke stand für eine besondere Beziehung zwischen zwei Menschen. Doch ich wollte ihm zeigen, dass ich ebenso empfand wie er.

»Dieses kleine Portrait einer jungen Dame, welches ich seither wie einen Talisman hüte?« Er zog mein Geschenk ebenfalls hervor und zeigte mir den kleinen Anhänger mit dem gerahmten Bild, das ich in aller Heimlichkeit hatte anfertigen lassen. Damit er wusste, wie ich aussah. Damit er an mich dachte. Obwohl ich mir diesen Gedanken verbot.

Ein Diener drängte sich mit einem von Eleonores Koffern an ihm vorbei, woraufhin er mir seinen Arm bot und wir die Eingangstreppe hinabgingen. Noch immer klopfte mein Herz viel zu schnell. Leonhard war mein liebster Kindheitsfreund. Ich wusste über alles, was in seinem Leben geschah, Bescheid. Er über das meine. Wir vertrauten uns, obwohl wir so lange getrennt voneinander waren. Gefühlt war ich mit ihm in Köln und Weimar gewesen und er hatte an jeder Teegesellschaft teilgenommen. Doch dieser Mann, der nun neben mir herging, war mir auf eine andere Weise fremd. In Gedanken war ich ihm so nahe. Ihn nun vor mir zu sehen, sein Gesicht mit seinen Reaktionen geradewegs vor Augen zu haben, ihn zu spüren und seine Stimme zu hören, war neu und aufregend. Gerade das jedoch machte einen ganz besonderen Reiz aus.

»Jena war also scheußlich. Ich dachte, dass Sie Ihre Meinung noch revidieren würden, wenn all die Treffen und Kontakte in den Mittelpunkt Ihrer Wahrnehmung rücken würden«, griff ich den Inhalt seines letzten Briefes auf, um meinen Kopf ein wenig abzukühlen.

»Scheußlicher als scheußlich. Aber Weimar war eine Offenbarung. Ich hatte auf Inspiration gehofft. Meine Leidenschaft, die Literatur, geballt an einem unvergleichlichen Ort der Kunst. Stattdessen...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe mein Herz verloren. Wäre ich nur einen Deut begabter mit der Feder, wäre ich wohl nicht mehr so rasch zurückgekehrt.« Er blickte auf mich herab, während wir um die Rosenbüsche, die die Auffahrt säumten, schlenderten. »Aber Ihr Großvater braucht mich. Er ist in letzter Zeit oft krank und dann hilflos, auch wenn er das nicht wahrhaben will. Mein Vater ebenso.«

»Die Briefe haben aus Weimar auch sehr lange auf sich warten lassen«, bemerkte ich mit einem milden Lächeln. »Auf die Dauer wäre das kein Zustand gewesen.« Ich senkte den Blick auf meine Hand, die federleicht auf seinem Unterarm ruhte. In diesem Moment hörte man selbst durch die geschlossenen Fenster das Gebrüll meines Vaters bis in den Garten hinaus. »Dieses Treffen hier ist schon jetzt ein Misserfolg, finden Sie nicht? All die Missgunst, dazu die Anwesenheit der Mätresse meines Vaters. Wir alle fragen uns, warum Großvater sich dies zumutet. All seine letzten Geburtstage hat er auch nicht begangen. Warum lädt er uns jetzt ein?«

»Das habe ich ihn auch gefragt, als er mich aus Weimar zurückbeordert hat.« Leonhard neigte den Kopf und man sah ihm an, dass er sich ebenfalls viele Gedanken über dieses Wiedersehen gemacht hatte. »Er wollte mit der Sprache nicht herausrücken. Sie kennen ihn. Ich ebenso. Aber es hat eine

Bedeutung, wenn er so auf seinem Willen beharrt, und ich bin mir sicher, dass in seinem Arbeitszimmer in diesen Minuten bereits fleißig die Waffen gewetzt werden.«

»Zu unserem Nachteil stecken wir unbewaffnet mittendrin.« Ich seufzte.

»Wie früher.« Leonhard zuckte mit den Schultern. »Ich könnte wieder eine Vase zertrümmern, um auf mich abzulenken, wenn Sie das wünschen.«

»Ich könnte Eleonore auch mit einer Milchkanne eins überziehen oder mit Konrad eine Prügelei beginnen«, schlug ich lachend vor, woraufhin er zustimmend nickte.

»Danach verkrümmeln wir uns in unser Versteck oben unter dem Dach?«

»Wo wir gewiss zusammen nicht mehr hineinpassen.« Ich wischte mir über die Augen vor Lachen bei dem Gedanken. An dieses Versteck im Dachgebälk hatte ich gar nicht mehr gedacht, dabei hatten wir uns früher fast jeden Abend dort verkrochen, wenn er bei Einbruch der Nacht mit der Arbeit fertig war und Madame Dupont noch beim Abendessen weilte. Dort hatten wir heimlich gelesen, Kekse und andere Süßigkeiten genascht und uns vor allen Dingen vor Vater und Konrad versteckt. Oft war ich dort eingewickelt in Decken eingeschlafen, bis Leonhard mich geweckt und in mein Schlafzimmer gebracht hatte. Das waren arglose Zeiten gewesen.

Leonhard stimmte in mein Lachen ein, dann verfangen sich unsere Blicke wieder und wollten einander nicht mehr loslassen, bis ein Räuspern hinter uns laut wurde und wir erschrocken herumfuhren.

Es war zu meiner Überraschung Madame Dupont, die uns von der Treppe des Hauses aus beobachtet hatte. Wie immer musterte sie mich so streng, dass ich allein dadurch mehrere Zentimeter an Größe einbüßte. Gleichzeitig war ich erschrocken darüber, wie intensiv Leonhard und ich einander angesehen hatten. Eine Anspannung lag in der Luft, die ich zwischen uns bislang nicht gekannt hatte, die ich jedoch ausgesprochen reizvoll fand. Zu reizvoll, als dass es gewiss unanständig war. Hastig löste ich mich von Leonhard und knickste vor ihm.

»Meine Gouvernante ruft mich. Die Reise war lang und ich muss mich für den nächsten Akt des Dramas zurechtmachen«, erklärte ich, woraufhin Leonhard jedoch noch einmal meine Hand ergriff.

»Ich hoffe, dass wir einander noch einmal sehen und dieses Gespräch fortsetzen können, gnädiges Fräulein.« Er drückte meine Hand sanft. Ich errötete unter seinem Blick.

»Das hoffe ich auch. Sehr.« Damit eilte ich zum Haus zurück, sah mich auf dem Weg jedoch immer wieder um. Dabei bemerkte ich, dass Leonhard mich nicht aus den Augen ließ, was die Schmetterlinge in meinem Magen noch wilder umherflattern ließ.